Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Don Cirillos Hut.

Von

Emilio de Marchi.

Zweiter Band.

ENGELHORNS

Allgemeine

Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Als vor nunmehr zehn Jahren unsre roten Bände ihren ersten Flug in die Welt wagten, begegneten sie manchen Zweifeln, ob ihr Prinzip **billig und gut** ihnen Bahn zu brechen im stande sein werde.

Bald aber zeigte es sich, daß der Gedanke, dem deutschen Volke die besten Erzeugnisse der Romanlitteratur aller Nationen zu einem beispiellos billigen Preise bei guter und geschmackvoller Ausstattung und in handlicher Form zu bieten, nicht nur lebensfähig, sondern geradezu zündend war.

Seither hat sich unser Unternehmen mehr und mehr eingebürgert, und auf Schritt und Tritt begegnet man den schmucken Bänden, die sowohl am häuslichen Herd, als auch auf der Reise und im Bade zum unentbehrlichen Freund und Begleiter geworden sind.

Der bisher erzielte Erfolg ist uns nicht nur ein Sporn geworden, sondern macht es uns auch möglich, nicht stillzustehen, vielmehr rüstig auf der betretenen Bahn weiterzuschreiten. Mit wachsamem Auge verfolgen wir die Romanproduktion, und kein Opfer soll uns zu groß sein, wenn es gilt, ein hervorragendes Werk für unsre Sammlung zu erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Berline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zehnter Jahrgang. Band 22.

Don Cirillos Hut.

Roman in zwei Bänden

von

Emilio de Marchi.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen

von

Karl Baron Torresani.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1894.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Hause Filippinos.

Im Hause des Hutmachers ging es an jenem Tage lustig her.

Der glückliche Lottospieler hatte die erste Rate seines Gewinnes einkassiert und mittels zweier Verträge an einem und demselben Tag das Geschäft an einen Kollegen abgetreten und das Haus, in welchem er wohnte, als Eigentum erworben.

Zur Feier des doppelten, oder besser gesagt, dreifachen Ereignisses war im ersten Stock eine große Tafel aufgestellt und mit allem beladen worden, was gut und teuer war. Der Wirt von der „Colomba d'oro" bediente persönlich in großem Wichs, und es gab einen Ueberfluß an Torten, Eis und Süßigkeiten aller Art.

Außer Filippino, Donna Chiarina, seiner Ehehälfte, sowie seinen Kindern waren da um den Tisch versammelt der Baumeister Favi, der die Hausschätzung vorgenommen, Don Ciccio, der bekannte Paglietta, welcher die nötigen gerichtlichen Schritte, Don Nunziante mit der großen Nase, welcher die notariellen Legalisierungen durchgeführt

hatte; ferner Ciro Stella, der Nachfolger im Geschäft, viele Zunftgenossen und einige intime Freundinnen der Hausfrau, welche, schön wie der junge Tag, ganz strahlend von Perlen, Korallen und Goldstickereien, den Vorsitz führte.

Im Augenblicke des Ausbringens der Gesundheiten trat Gennariello, der Schuhflicker, ein, derselbe, der, um die von seinem Oheim erhaltenen Nummern setzen zu können, sein Handwerkszeug verkauft hatte und nun sich damit durchbrachte, daß er an den Straßenecken Tarantellen und Barkarolen zur Guitarrebegleitung sang. Er trug auf dem Kopfe einen turmhohen weißen Cylinder mit einem phantastischen Aufputz von Federn, Blumen und Wedeln.

Für alle anständig denkenden Leute war es ein Geheimnis geblieben, was Prete Cirillo bewogen haben konnte, sein eigenes Fleisch und Blut zu gunsten gänzlich fremder Leute hintanzusetzen. Boshaftere erklärten die Sache vielsagenden Lächelns mit der Schwäche der menschlichen Natur; denn Donna Chiarina war ein schönes Weibchen, und ihre glänzenden, vielversprechenden Augen hatten schon manchem den Kopf verdreht, darunter auch mehr als einem der Anwesenden.

Gennariello war ein Mensch ohne Groll und außer stande, jemand sein Glück zu mißgönnen. Er that bei dieser Gelegenheit sein Bestes, begleitete seine Chansonnetten mit so drolligen Luftsprüngen und Hanswurstiaden, daß sich besonders die Weiber und Kinder vor Lachen wälzten.

Die allgemeine Heiterkeit hatte nach und nach jenen Grad erreicht, wo alle Herzen von liebevollen Gefühlen schwellen und das individuelle Bewußtsein jedes einzelnen

zu gunsten einer Empfindung innigster Zusammengehörigkeit zurücktritt.

„Wer hätte das doch gesagt, Chiaruzza,“ meinte feuchten Auges Filippino, „wer hätte das am Tage gesagt, als wir unsern Laden aufsperrten mit einem Kapital von zweihundert geborgten Thalern und zwölf Hüten als Warenlager!“

„Und alles das,“ antwortete das schöne Frauchen, „verdanken wir neben Gott der Güte des Prete Cirillo!“

„O, warum ist er nicht auch hier, der Mann Gottes, um sich mit uns zu freuen?“

„Hat man denn noch gar nichts über seinen Aufenthalt erfahren können?“ mischte sich Don Nunziante mit seiner Baßstimme ins Gespräch, indem er seine Nase, die heute schwammiger als je aussah, aus dem Glase hob.

„Nicht das Geringste.“

„Es wäre ja leicht möglich, Filippino, daß er Euch heimlich geschrieben oder hätte sagen lassen: ‚Ich lebe und bin gesund, will aber versteckt bleiben‘.“

„Das ist's, was auch wir beständig wiederholen. Chiarina war Tag für Tag auf seinen Besuch gefaßt und hielt beständig eine fette Gans in Bereitschaft. . . . Aber vielleicht weiß Don Ciccio etwas.“

„Weniger als ihr, liebste Freunde!“ rief Don Ciccio mit weinglänzenden Augen. „Eines Tages sehe ich Gennariello daherkommen — erinnerst du dich noch, Gennariello?“

„Und ob ich mich erinnere, Eccellenza! Der Onkel war am selben Morgen bei mir gewesen und hatte sich sogar ein paar Stiche an den Schuhen machen lassen.“

„Nun gut, also Gennariello kommt und bringt mir einen Brief; und in dem Brief schreibt mir Don Cirillo: ‚Ich verlasse in Familienangelegenheiten Neapel. Anbei übersende ich dreißig Franken für das letzte Mietquartal. Gennariello hat den Schlüssel und darf über die Sachen verfügen.' Das war alles — et insalutato hospite evolavit . . ."

„Ja, ja, das Lotto ist eine Leidenschaft," meinte Don Nunziante, „und führt, wie alle Leidenschaften, oft ins Verderben."

„Wenn ich," warf der Baumeister ein, „Prete Cirillos Wissenschaft besäße, so wäre mir meine um eine Austernschale feil."

„Wißt ihr, was ich in seinem Hause gefunden habe?" sagte Don Ciccio. „Einen Band des Cardano und die ‚Natürliche Magie' unsres unsterblichen Giovanni Battista Porta."

„Aha! des großen Verfassers der ‚Physiognomie', der Gall und Lavater fast um zwei Jahrhunderte voranging," beeilte sich Don Nunziante zu bemerken, der nicht hinter dem Paglietta zurückstehen wollte.

„Und glaubt ihr nicht," fragte irgendwer, „daß mit dieser Art der Mathematik auch der Teufel etwas zu thun hat?"

„Auch der Teufel soll leben!" rief Don Ciccio, das Glas erhebend, „vorausgesetzt, daß er so schöne, strahlende Augen hat wie Donna Chiarina, unsre liebenswürdige Wirtin."

Großer Applaus. — Gennariello stimmte das Lied an: „Sul mare luccica —"

„Die Leute sagen, Don Cirillo sei mit einem großen Bündel nach dem Orient gezogen, wo eine Odaliske —“

„— ihm das Bündel aufknüpfen geholfen . . .“

„O, o, wie unanständig! Still doch!“

„In vino veritas.“

„Maxima debetur pueris reverentia.“

„Meine Herrschaften!“ schrie, sich erhebend, Filippino, indem er in seiner Rechten ein Glas bernsteinfarbigen Weins hoch hielt. „Wo immer er sei, im Orient oder Occident: Er soll leben! Ich trinke auf die Gesundheit des fernen teuren Freundes, des Wohlthäters und Retters meiner Kinder, auf daß sein Leben nichts sei als eine lange Reihe von Wonnen —“

„Liebenswürdige Chiarina!“ murmelte in der Fistel Don Nunziante, indem er die Hausfrau durchs Glas hindurch beäugelte.

„Bravo! Sehr gut! Vivat Don Cirillo!“ schrie es von allen Seiten.

Der Lärm war wirklich ohrbetäubend geworden. Aber er verstummte wie durch Zauberschlag beim Eintritt eines Knaben, der eine große, runde, mittels einer Schnur doppelt übers Kreuz gebundene Schachtel auf den Armen trug.

„Wer schickt das?“ fragte inmitten lautloser Stille Filippino.

„Das Paket ist eben jetzt von einem Eisenbahnausträger im Laden abgegeben worden. Es ist an Ihre Adresse.“

„Ein Pfefferkuchen!“ rief eins der Kinder. „Ein Pfefferkuchen, Vater!“

„Wenn du es erraten hast, Celio, so darfst du die Schachtel auslecken,“ sagte der Papa, dessen Gesicht noch

von der Anstrengung des Trinkspruches glühte. Er nahm ein Messer vom Tisch, schnitt die Schnur entzwei, hob den Deckel, dann noch ein Zeitungsblatt... In der Schachtel lag ein Priesterhut, in dessen Bande ein Zettel steckte.

„Wer kann mir das Zeug schicken?"

Filippino liest das Billet, versteht nichts davon, liest wieder; aber, mag die Undeutlichkeit der Schrift, mögen die Dämpfe des bernsteinfarbigen Weines schuld daran sein — kurz, er wird nicht klug daraus.

Er reicht das Blatt Don Ciccio. „Ihr habt eine Brille... lest mir die Geschichte. Was kann das Gekritzel nur bedeuten?"

Don Ciccio schob sich die Brille auf die Nasenspitze und las mit lauter Stimme:

„Sehr zu verehrender Herr!

Da hier in der Gegend ein geistlicher Hut aufgefunden worden und es mir trotz aller Nachforschungen nicht möglich gewesen ist, den hochwürdigen Eigentümer ausfindig zu machen; da ich andrerseits mein Gewissen nicht dadurch beschweren will, daß ich fremdes Gut zurückbehalte; da ferner der Hut Ihre Firma trägt, so erlaube ich mir, den mehrerwähnten Hut franko und spesenfrei an Euer Wohlgeboren zu übersenden in der Annahme, daß Ihnen eher als mir die Mittel zu Gebote stehen werden, den rechtmäßigen Besitzer zu eruieren und ihm sein Eigentum zukommen zu lassen.

Ich zeichne mich mit aller gebührenden Hochachtung

Ihr ergebener Diener

Don Antonio Spina,

Pfarrer von Santafusca."

„Das heißt man einmal einen redlichen Mann!" rief Don Nunziante aus.

„Oder der Hut ist ihm zu klein gewesen!" kicherte boshaft Don Ciccio.

„Still, alle zusammen!" schrie Filippino, der plötzlich sehr blaß geworden war. „Das ist derselbe Hut, den ich kürzlich dem Prete Cirillo gegeben habe an dem Tage, da er Neapel verließ."

Alle sperrten Mund und Augen weit auf und riefen: „Ist das möglich! Ist das möglich?"

„O, ich irre mich nicht. Ich kenne ihn wohl, den Hut. Ich hatte ihn für Monsignore Vicario angefertigt, aber er fiel zu eng aus. Chiarina, du weißt gewiß noch die Buchnummer."

„Er ist es!" bestätigte mit zitternder Stimme die Exhutmacherin.

In tiefem Schweigen tauschten die Eingeladenen miteinander Blicke aus.

Sie hatten den Prete gerufen, und dieser hatte seinen Hut geschickt. So etwas ist immer ein böses Vorzeichen...

Die Schlußfolgerungen waren in die Augen springend. Da Prete Cirillo, als er fortging, nur jenen einen Hut mitgehabt, so war es kaum anzunehmen, daß er ihn weggeworfen haben sollte, um so weniger, als er ganz neu war; er müßte ihn denn wirklich, wie der Notar in boshaftem Scherze gemeint, gegen den Turban eingetauscht haben.

„Ich wittere da ein Verbrechen!" sagte Don Ciccio, indem er sich erhob und mit gekräuselten Nasenflügeln in der Luft herumschnupperte.

„O schmerzensreiche Mutter Gottes!“ rief Donna Chiarina, blaß wie eine Lilie.

„Wie, was? Don Ciccio!“ schrieen die andern Weiber durcheinander. „Was habt Ihr da gesagt?“

„Ich wiederhole, daß ich ein Verbrechen wittere und weiß, was ich sage.“

Der famose Paglietta sah bei diesen Worten noch gelber und verknöcherter aus als gewöhnlich.

„Meine Herrschaften!“ fuhr er fort, die Stimme zu jenem Pathos erhebend, welches ihm bei seinen Plaidoyers eigen war. „Meine Herrschaften! Dieser Hut, heißt es im Briefe, wurde in der Umgebung von Santafusca aufgefunden. Das Wort Umgebung kann in diesem Falle offenbar nur bedeuten: unter freiem Himmel, das heißt auf irgend einem Wege, Felde, in einem Weinberg, Wald oder dergleichen; denn sonst hätte Don Antonio geschrieben: in meinem Haus, in der Kirche, in der Sakristei. — Herr Filippino Mantica sagt aus, daß der Hut zu dem Zeitpunkte, als er ihn aus der Hand gab, ganz neu war; zum Ueberflusse haben wir noch die liebenswürdige Zeugin Donna Chiarina da, welche bekräftigt, daß der Hut in funkelnagelneuem Zustande sich befand, als er durch Kauf oder Schenkung, wie man will, in Don Cirillos Besitz gelangte. Nun sehe ich aber daran deutliche Zeichen stattgehabter Beschädigung; nämlich erstens hier mehrere rötliche Spuren, wie sie die Reibung eines Gegenstandes an Backsteinen hervorbringt; ferner an verschiedenen Stellen eingebrannte Flecken, offenbar von Bespritzung mit Kalk herrührend. Daraus ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die That an einem Orte geschehen

ist, in dessen Nähe gebaut oder wenigstens Baumaterial aufbewahrt wurde. Diese Flecken, meine Herrschaften, sprechen deutlicher als ein Protokoll!"

„O mein Gott! Don Ciccio!" schrie die junge Frau, die Arme zum Himmel streckend.

„Ich bin kein Wahrsager, noch eines Wahrsagers Sohn," deklamierte Il Paglietta weiter, indem er die Augen weit aufriß. „Und träte in diesem Augenblicke Prete Cirillo zur Thür herein und wollte mit mir anstoßen, ich wäre, bei Gott! nicht eigensinnig genug, um weiter bei der Behauptung zu bleiben, er sei ermordet worden. Aber ich mache diese hier versammelten Herrschaften aufmerksam, daß der Prete seit vierzehn Tagen abwesend ist; daß kein Mensch seinen Aufenthalt kennt; daß er nicht einmal seinen allerbesten Freunden ein Lebenszeichen hat zukommen lassen; daß er ferner bei seiner Abreise gegen Gennariello sich geäußert hat, er gehe nach Miano, während sein Hut in der Umgebung von Santafusca, also in gerade entgegengesetzter Richtung, aufgefunden wurde. Nun frage ich: Was konnte in Santafusca ein Mann suchen, der jede Ortsveränderung verabscheute, der nie einen Fuß aus dem Weichbilde der Stadt setzte . . . der dort zu Lande weder Freunde noch Verwandte besaß? Beweis dafür, meine Herrschaften, das negative Resultat der Nachfragen. Denn hätte er dort irgendwelche Beziehungen gehabt, so wären Don Antonios Nachforschungen nach dem Eigentümer des Hutes gewiß nicht vergeblich geblieben. Ja, wäre Prete Cirillo überhaupt nur im Orte oder dessen Umgebung gesehen worden, so hätte sicher einer oder der andre sich an den

Mann oder Hut erinnert, während der Brief klar und deutlich besagt, daß alle Nachfragen resultatlos verlaufen sind. Ha! Also derart unbekannt war der Mann dem Pfarrer von Santafusca und seinen Kollegen aus der Nachbarschaft, daß keiner von ihnen auch nur im stande ist, die geringste Auskunft zu geben? Und das zu einem Zeitpunkte, wo alle Zeitungen, der ‚Popolo Cattolico‘ an der Spitze, mit Berichten über das Verschwinden des Prete und das Lotterieterno angefüllt sind? — Meine Herrschaften, ich bin, ich wiederhole es, weder Astrolog, noch der Sohn eines Astrologen; aber zu der Behauptung reicht mein Scharfsinn doch aus, daß ein Mann, der in einer Gegend, wo keine Menschenseele ihn je erblickt hat, einen nagelneuen Hut verliert, ein, zum mindesten gesagt, problematischer Mann ist. — Hier erinnere man sich, daß es nicht das erste Mal ist, daß Prete Cirillo von seiten Uebelgesinnter Nachstellungen und Gewalt erleidet; hier erinnere man sich ferner an jene große Aufregung, welche die Nachricht von dem mit Prete Cirillos Nummern gemachten ungeheuren Treffer in gewissen Quartieren dieser Stadt hervorgerufen hat! Was ist näherliegend als die Annahme, daß irgendwer, sei es ein Verführer oder ein Verführter, sei es ein Raubgeselle von Profession oder ein übelberatener armer Teufel, durch den Glanz des Goldes geblendet, an den unbewaffneten Diener Gottes Hand angelegt habe? . . . Ich weiß nichts; ich verliere mich in diesem Labyrinthe; aber im Dunkel tappend, glaube ich unter meinen Fingern zu fühlen — ein Corpus delicti!“

Don Ciccio sprach mit düsterer Miene, schneidendem

Organ; mit der Linken schwang er seinen Cylinder, daß die zottigen Haare flogen, während die Rechte mit energischen Fingerstößen die Worte in die Luft nagelte. Alles das, im Verein mit der grimmigen Logik seiner Beweisführung, verfehlte nicht seine Wirkung auf die Zuhörerschaft, deren Mark ein Schauer durchrieselte . . .

Don Nunziante versuchte wohl den Einwand, daß der Prete den Hut vielleicht auf der Eisenbahnfahrt verloren haben könnte, als er den Kopf unvorsichtigerweise zu weit aus dem Waggonfenster gesteckt hätte; aber diese so einfache als wahrscheinliche Erklärung wollte niemand einleuchten. Die Lösung war allzu banal, um all diesen südlichen Geistern zu gefallen, welche, vom Wein nicht minder als von Don Ciccios Rede in Flammen gesetzt, durchaus Nervenerregendes, Ungewöhnliches in der Sache sehen wollten. Den Flug der Phantasie soll man nicht stören. . . . Kurz, aus der Kopfhöhlung dieses Hutes wuchs eine Schreckensgeschichte hervor, riesengroß und gepanzert, wie Minerva riesengroß und gepanzert Zeus' Haupte entstieg.

Mit der Fröhlichkeit war es für jenen Tag vorüber. — Don Ciccio stellte sich aus dem Kreise der Anwesenden einen kleinen Kriegsrat zusammen, dem er vorschlug, das Corpus delicti, wie es auf dem Tische lag, der hohen königlichen Staatsanwaltschaft zu überbringen, deren Leiter, Commendatore Janetti, sein Freund und Universitätskollege, ein Mann von Klugheit, Umsicht und Energie und, nebenbei erwähnt, ein entfernter Verwandter des Ministers des Innern sei.

Mittlerweile aber müsse man nichts verlauten lassen, den liberalen Zeitungen zum Trotz, welche, da es sich um

einen armen Priester handle, diesem gewiß unrecht geben würden, wie es ihnen ja überhaupt am liebsten wäre, wenn sie die ganze Geistlichkeit am Galgen baumeln sehen könnten. Ist ein Verbrechen dahinter — Gott hat einen langen Arm; im schlimmsten Falle würden die durch den Hut gelieferten Anhaltspunkte die Gerechtigkeit gewiß auf die richtige Spur bringen.

Auf alle Fälle, meinte er weiter, sei Filippino moralisch verpflichtet, einige Ausgaben nicht zu scheuen, damit Licht in diese dunkle, nein, stockfinstere Angelegenheit käme.

Filippino gab ihm sofort Vollmacht, das Nötige zu veranlassen, und wollte, wie er erklärte, auf ein paar Hunderter mehr oder weniger nicht schauen . . .

So geschah es. Aber so sehr man auch um die Geheimhaltung bemüht war, konnte man es doch nicht verhindern, daß schon am Abend desselben Tages die Geschichte von Prete Cirillos Hut in der Nachbarschaft die Runde machte, ja, leise Andeutungen davon bis hinein in das Winkelwerk des Mercato drangen, wo Prete Cirillo und seine Nummern mittlerweile schon so gut wie in Vergessenheit geraten waren.

Und bis zum Morgengrauen hatte sich ein Reporter, flinker als die andern, schon genug Material zusammengefragt, um den Rest aus seiner Phantasie ergänzen und einen langen Bericht zusammenstoppeln zu können, der in die ganze Angelegenheit die nötige Konfusion trug.

Sechzehntes Kapitel.

Der Jäger.

Nach Neapel zurückgekehrt, zwang sich der Baron mehrere Tage lang, weder an Prete Cirillo, noch an seinen Hut zu denken.

Der eine lag ruhig an sicherem Ort eingeschlossen, zu dem der Schlüssel sich wohlverwahrt in einem geheimen Fache seines Schreibtisches befand; und der andre, der Hut — — . . . In Bezug auf den konnte er es allerdings zu keiner Ruhe bringen, so energisch er auch alle Mittel anwandte, um sich ihn aus dem Kopf zu schlagen. In jenem gräßlichen schwarzen Filz schien ein Fetzen der Seele des Toten fortzuleben, ihn Tag und Nacht mit schwerem Flügelschlag zu umflattern. Und er konnte ihn nicht packen, so oft und so leidenschaftlich er danach haschte! Wie reich, wie glücklich hätte er sein können ohne dieses höllische Gespenst!

Vergeblich suchte er im Spiel, in der Geselligkeit des Klubs, in Marinellas Armen, im Umgange mit der eleganten Welt, den er mit ziemlichem Glück wieder auf-

genommen hatte, Zerstreuung. „Woran denkst du, Baron?“ fragte ihn wohl Marinella, wenn er so unbeweglich dasaß, den verglasten Blick ins Leere gerichtet ... Aber sie erhielt keine Antwort.

Er konnte keinem Geistlichen begegnen, ohne daß sich sofort sein Blick mit einer krankhaften, zudringlichen Neugier nach dem Dreispitz auf dessen Kopfe gerichtet hätte; und hatte er sich einmal dort festgebissen, so ließ es den Baron nicht mehr los, er hätte sich am liebsten durch ganz Neapel mitschleppen lassen, die volkreichen Straßen entlang und bis über die Schwelle der Kirchen, der Klöster und Pfarrhöfe ...

Er versuchte, sich dieses sonderbare Bezauberungsphänomen wissenschaftlich zu erklären. Er hatte eben seinem erregbaren Temperament zu viel zugemutet und lebte infolgedessen in einem Zustande fortwährender Hallucination, unter der Herrschaft von Vorspiegelungen, deren Einflusse er sich nicht zu entziehen vermochte, so klar er sich auch dessen bewußt war, daß alles nur von den Nerven, der Einbildungskraft, und keineswegs von der Einwirkung dessen herkam, was man Gewissen nennt. War es doch eine feststehende Thatsache, daß das Gehirnsystem auch die Schmerzempfindungen gar nicht mehr vorhandener Gliedmaßen, eines längst amputierten Armes oder Beines reflektiert ...

Auch hatte sich seit einiger Zeit ein heftiges Herzklopfen bei ihm eingestellt, so daß er mehr als einmal zum Digitalin seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war. Er legte sich einige Enthaltsamkeit im Rauchen auf, nahm von Zeit zu Zeit Bromür, nicht ohne Erfolg. Er fühlte

sich dann jedesmal erleichtert, erfrischt, und erfreute sich, trotz Prete und Hut, ruhiger Träume.

In einem dieser Träume war es, daß ihm der Einfall kam, der Hut könne in die Hände jenes gewissen Giorgio, des Neffen Salvatores, gefallen sein, der oben in der Falda ein Wirtsgeschäft betrieb. Der Mann war, wie er wußte, nach Santafusca gekommen und hatte Salvatores Siebensachen in einem Sacke mit sich fortgenommen. Warum sollte er da den Hut zurückgelassen haben, vorausgesetzt, daß er sich überhaupt unter den Sachen vorgefunden habe?

Dieser Traum kam ihm bei seinem Erwachen weniger unsinnig vor, als es sonst Träume zu sein pflegen, und es schien ihm der Mühe wert zu sein, einen Ausflug ins Gebirge zu unternehmen, schon um das Experiment zu machen, inwieweit an einem Traume etwas Wahres sein könne.

Um keinen Verdacht zu erregen, kleidete er sich in das rauhe Kostüm eines professionellen Jägers und fuhr, einen unförmlichen weichen Filz in die Stirne gedrückt, Gewehr und Jagdtasche quer übergehängt, auf der Eisenbahn nach der der Falda nächstgelegenen Station, wo er den Zug verließ, um gemächlichen Schrittes in der Morgenkühle die Hügel emporzusteigen, den Mund zum Pfeifen gespitzt, das Herz einer halben Hoffnung erschlossen.

Was hätte er nicht gegeben, um jenen Fetzen von Hut und mit ihm seine Seelenruhe wiederzuerlangen! Besser, wahrhaftig, wie Prete Cirillo, tot im Schatten der Grube liegen, als lebend im Schatten jenes entsetzlichen Hutes . . .

Das Wirtshaus „Zum Vesuv" stand mit seinem alten, tomatenfarbigen Wahrzeichen, einsam und abgelegen am Rande der Bergstraße, angelehnt an ein Platanenwäldchen, in dem Fuhrleute und Eseltreiber ihr Raststündchen abzuhalten pflegten.

Es war kein Hotel für vornehme Engländer; aber immerhin konnte man dort ein Glas Wein, einen guten alten Streichkäse, Tabak und vorkommendenfalls auch einen Teller frischen Salat haben, gepflückt und angemacht von Giorgios groben Fingern.

Dieser Giorgio war ein untersetzter kräftiger Bursch, kugelig von Schädel wie von Hirn, ein guter Kerl im Grunde, und immer bereit, einem Nachbarn einen Gefallen zu erweisen, besonders wenn es eine halbe Lira dabei zu verdienen gab. Er war eben damit beschäftigt, einen am Fenstergitter hängenden Hammel in Stücke zu zerlegen, als er einen Jäger ohne Hund die Straße herauf- und auf sein Wirtshaus zuschreiten sah.

„Kann ich ein Glas Wein und einen Käse haben, mein Junge?"

„So viel Ihr wollt!" beeilte sich Giorgio zu erwidern, indem er sich die blutigen Hände abwischte.

Der Jäger trat in ein kleines Gelaß des Erdgeschosses und blickte sich im Kreise um, als suchte er etwas. Dann ließ er sich an einem Tische niederfallen, mit der Haltung und Miene eines ermüdeten Mannes.

Es dauerte keine Minute, so war Giorgio schon zurück, mit Wein, Käse und einem Stück harten Brotes auf einem Teller.

„Ihr kommt mir so bekannt vor, junger Mensch;

aber ich kann mich nicht entsinnen, wo ich Euch gesehen habe."

Giorgio sah dem Jäger ins Gesicht. „Hm! Menschen treffen sich. . . . Aber ich kann mich wirklich nicht erinnern . . ."

„Seid Ihr nicht vielleicht ein Verwandter jenes Salvatore, der da unten in Santafusca wohnt?"

„Das bin ich in der That. . . . Aber er ist tot."

„Ich weiß das. Armer Teufel! — Er war wirklich ein braver Mann, ein guter Mann. Jetzt liegt er im Grab, der Arme."

Giorgio legte sich die offenen Hände auf die Brust. „Da hat man wieder einmal sehen können, was im Herrendienst herausschaut! Solange einer einen Tropfen Blut hat, saugen sie einen aus; den Leichnam dann, den bekommt der Hund."

„Aha! Ihr wollt vom Baron sprechen?" meinte der Jäger lachend.

„Von ihm und von allen seinesgleichen; aber er ist freilich womöglich noch schlechter als die übrigen. Nicht einen Thaler Vermögen hat mein Oheim hinterlassen, nach vierzig- oder fünfzigjähriger treuer Dienstleistung, während der Baron dort drinnen Säcke voll Geld mit den Dirnen verpraßt. Aber wart nur! Sie sagen, daß es nicht lange mehr mit ihm dauert."

„So seid Ihr also wirklich derjenige, der vor einiger Zeit nach der Villa gekommen ist, um einiges von dort abzuholen?"

„Ich war vor vierzehn Tagen unten."

„Ich bin ein Verwandter des Pfarrers von Santa-

fusca ... ein Sohn seiner Schwester," sagte der Jäger in vertraulichem Tone.

„Don Antonio ist Euer Oheim? O, das ist ein frommer Mann!"

„Und da kommt es mir vor, als hätte ich Euch in Begleitung des Gemeindeschreibers —"

„Da habt Ihr ganz recht. Er hatte nämlich den Zimmerschlüssel."

„Und Euren armen Oheim habe ich gut gekannt. Sein Tod hat mir wirklichen Kummer verursacht." Der Jäger hatte diese Worte in aufrichtigem Tone gesprochen.

„So seid Ihr also aus dieser Gegend?"

„Nein. Ich lebe in der Gegend von Neapel; aber ich komme oft zur Jagd heraus. — Heuer gibt es gar nichts zu schießen."

„Das ist richtig. — Ein elendes Jahr."

„Ja, richtig!" fuhr der Jäger nach einem tiefen Atemzuge fort. „Da wir gerade bei dem Gespräch sind: Habt Ihr nicht vielleicht mit den andern Sachen auch einen Priesterhut fortgetragen?"

„Jawohl, jawohl," sagte Giorgio. „Ich habe ihn hier."

Der Jäger streckte die Arme und Beine von sich und überließ sich einem großen Heiterkeitsausbruch.

„Ich habe den Hut. — Aber warum lacht Ihr so?"

Der andre lachte noch immer; er wand sich auf seiner Bank und konnte sich gar nicht mäßigen, bis er endlich den Kopf zwischen beide Hände faßte.

Die ungeheure Erleichterung, das Wonnegefühl, das

jene Eröffnung ihm verursacht hatte, entziehen sich jeder Beschreibung. Nach so vielen Tagen der entsetzlichsten Angst und Seelenpein sollte er jetzt endlich das Phantom mit Händen greifen können, und das infolge einer Eingebung im Traume! Was wäre er nicht vor einer Viertelstunde noch bereit gewesen, für den Besitz des Hutes zu geben, und siehe da, das Schicksal machte ihm sozusagen ein Geschenk damit! Und einem Traume, einem Traume dankte er es!

„Jetzt werde ich Euch erzählen!" sagte er nach einer Weile zum Wirt. „Don Antonio hatte seinen Hut im Zimmer Eures alten Onkels vergessen und erinnerte sich erst ein paar Tage später an den Umstand. Er ist eben ein Frommer und mit seinen Gedanken immer im Himmel. Und als er sich endlich erinnerte, war der Hut fort. Er war darüber in Verzweiflung, denn er hat nur den einen, und reich ist er nicht, wie Ihr wohl wissen werdet. Er gibt eben den Armen womöglich auch das Hemd vom Leibe! Nun war ich gerade anwesend, als der Sekretär zu ihm kam — wie heißt er denn nur?"

„Jermolino."

„Richtig! Also der Sekretär sagte, daß möglicherweise Ihr ihn mit den andern Sachen fortgetragen haben könntet."

„Das ist wahrhaftig eine ganze Komödie! — Nun, mir ist es nicht eingefallen, was es mit dem Hut für eine Bewandtnis haben könnte. Es war so wenig zum Wegtragen da, daß ich das Ganze nur so durcheinander in einen Sack geschoben habe —"

„Don Antonio wird Euch als Kirchenräuber anklagen.“

„Ich ein Dieb? — Freilich hätte ich daran denken sollen; aber ich habe es ohne böse Absicht gethan.“

„Ihr versteht wohl, daß ich Spaß mache. Ein Dieb, ohne es zu wissen, wie Pulcinella im Puppentheater!“

Der Jäger goß sich aus dem Kruge Wein ein und stürzte ein gutes Glas voll hinunter; eine sanfte Wärme verbreitete sich durch seine Glieder. Wäre Giorgio nicht solch ein Stock gewesen, es hätte ihm unmöglich entgehen können, wie des Jägers Augen in sonderbarem Lichte funkelten ...

„Ihr verdient wegen Kirchenraubes in die Hölle zu kommen,“ wiederholte der Jäger immerfort unter lautem Lachen, wobei er den Tisch mit den Fäusten bearbeitete.

„Gott bewahre mich davor, die Seele um solch eines Pappenstieles willen zu verlieren! Gleich werdet Ihr es sehen, das Prachtstück von einem Hut! Er ist schäbig wie der Esel unsres Müllers. Ich habe ihn auf einem Stuhl daliegen sehen und habe gedacht ... was habe ich nur gedacht? — Ich weiß es wahrhaftig selbst nicht. Aber so viel ist sicher: er ist nicht einmal zur Vogelscheuche gut genug. ... Ich will ihn jetzt einmal holen.“

Der Jäger blieb allein. Er hörte Giorgios Holzschuhe hinter der Mauer eine Holzleiter hinaufklappern, dann über seinem Kopfe den Dachboden entlang schlürfen; er hörte, wie jener stehen blieb, offenbar, um im Sacke zu wühlen. Und er saß da, die Augen auf den Fußboden

geheftet, trommelte mit den Fingern und lachte lautlos, die weißen Zähne zeigend. War er doch im Begriffe, Don Cirillo den letzten und entscheidenden Streich zu versetzen! — Er lachte mit einem eisigen Lachen; aber dabei fühlte er das kranke Herz heftig gegen seine Rippen hämmern. . . . Im Hut stak ja ein Endchen von der Seele des Prete, und das bevorstehende Wiedersehen mit jenem Alp seiner Nächte erfüllte ihn mit Furcht.

* * *

Nie würde er sich für einen solchen Feigling gehalten haben. Aber vielleicht sind wir's alle, jung wie alt, die wir im weiten Meere der Ereignisse segeln . . .

Oben ertönten wieder die Holzschuhe auf dem Fußboden — klapperten jetzt schwer die Leiter herunter. Der Jäger stemmte die Ellbogen auf den Tisch und erwartete unbeweglich und mit gleichgültigem Ausdruck das Eintreten des Wirtes. Aber dieser hatte sich einen kleinen Scherz ausgedacht. Plötzlich erschien im Rahmen eines Fensterchens, das dem Raum unter der Stiege Licht zuführte, ein Kopf mit einem Priesterhute bedeckt, und begann mit grober Stimme und weit aufgerissenen Augen Alleluja! Alleluja! zu singen.

Beim Anblick der grotesken Erscheinung zuckte der Jäger zusammen, derart, daß er mit der Hand den Weinkrug umwarf. Es fehlte nicht viel, so hätte er vor Schreck geweint. Aber schon war der Wirt, lachend, höchlich zufrieden mit dem aufgeführten Stückchen, wieder eingetreten. Er ahnte nicht, was er mit seinem albernen Spaß einem schwer Herzleidenden angethan . . .

Auch der Jäger zwang sich, kaum daß er den ersten Schreck überwunden, zu lauter Heiterkeit. Die Gelegenheit, seine Unbefangenheit zu zeigen, war zu verführerisch, als daß er lange an den Zustand seines Herzens hätte denken können. Er lachte, lachte, während sein angstverzerrter Blick wie behext an dem unförmlichen, zerknitterten Scheusal von Hut hing, das Giorgio vor ihn auf den Tisch hingelegt hatte.

Kein Physiolog der Welt, nicht einmal der berühmte Verfasser der „Abhandlung über die Dinge" hätte den Wirbel von Empfindungen zu analysieren vermocht, welcher das Innere des Barons von Santafusca durchtoste in dem Augenblick, da er im Begriff stand, die ausgestreckte Faust auf Prete Cirillos Seele niederfallen zu lassen. Oben brauste chaotisches Schlachtgewirr, unten dehnten sich bodenlos schwarze Gewässer voll bitterer Wonnen und tödlicher Schrecken ... Noch pochte ihm das Herz mit Heftigkeit, aber es waren schon die letzten Zuckungen der Erregung. War einmal auch das vorüber, so hoffte er endlich, endlich den Frieden wiederzufinden, den das Bewußtsein der persönlichen Sicherheit gibt.

„Nun gut, soll ich diesen Hut Don Antonio zurückbringen? Es wird eine köstliche Ueberraschung für meinen Onkel sein ..."

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," versetzte Giorgio. „Ihr befreit mein Haus von einem traurigen Unglücksraben."

„Wenn er mir nur in die Jagdtasche hineingeht! ... Helft mir einmal probieren."

„Der Unglücksvogel ist groß, aber wenn wir ihm

die Flügel ein wenig zusammenquetschen — —" Der plumpe Bursche nahm mit einem kropfigen Lachen den Hut, knitterte ihn in der Faust zusammen und stopfte ihn mit Gewalt in die Weidtasche. Der Jäger sah zu, zwischen Tisch und Bank geklemmt, unbeweglich, mit einem Ausdruck grausamer Härte im Gesicht . . .

„Da habt Ihr Euer schönes Wild! Es gibt gewiß nicht viele Jäger in der Welt, die auf solche Hasen ihr Pulver verschießen."

„Was bin ich schuldig, Gevatter?"

„Sechzig Centesimi, guter Freund! Den Hut geb' ich gratis als Zugabe, in der Hoffnung, daß Don Antonio mir dafür eine Absolution für alle meine vergangenen und zukünftigen Sünden gewähren wird."

„Das will ich ihm ausrichten."

Währenddem waren zwei Bauern eingetreten, und Giorgio, noch ganz erfüllt von seinem Abenteuer, begann ihnen sofort die Geschichte vom Hut des langen und breiten zu erzählen.

Alle lachten über den armen Pfarrer und den Unglücksraben in der Weidtasche. Und der Jäger, bemüht, in seiner Rolle zu bleiben, lachte am lautesten mit; aber er konnte es nur mit Mühe in unauffälliger Weise thun, dann stand er auf, sagte den guten Freunden lebewohl und machte sich auf den Weg, die Jagdtasche über der Schulter, den Blick geradeaus ins Leere gerichtet, das Herz voll jauchzenden Uebermutes, triumphierend wie einer, der einer drohenden Todesgefahr entgangen ist.

Frischen, langen, gleichmäßigen Schrittes marschierte er die Straße entlang, die in leichtem Gefäll zu Thal führte.

An seiner Seite baumelte die Tasche und schlug ihm bei jedem Schritte an die Hüften, mit dem Geräusch einer halbgefüllten Schachtel, die geschüttelt wird.

Dieser Schall, dieses sonderbare Geräusch, wie von Nüssen im Sack, rief schließlich, in seiner fortwährenden Wiederholung, eine Vorstellung . . . eine Erinnerung in ihm wach, die irgendwo in einem dunklen Winkel schlief.

Er beschleunigte den Schritt in der Hoffnung, daß der Wechsel der Gegend ihn auf andre Ideen bringen werde. Ganz versunken in sich selbst, blind gegen die Außenwelt schritt er dahin, und überlegte eben die beste Art und Weise, das gräßliche Beweisstück aus der Welt zu schaffen: ob durch Verbrennen, Vergraben, Zerschneiden in tausend Stücke — als das unerwartete Gebell eines Hundes, der hinter einer Hausecke hervorgesprungen kam, ihn mitten aus seinen Grübeleien heraus derart aufschreckte, daß er sich mit einem Seitensprung hinter einen Steinhaufen versteckte wie ein furchtsames Kind. Einige Maurer, die gerade auf der Höhe des Gebäudes arbeiteten und das Ganze mit angesehen hatten, machten sich laut lachend über den Jäger lustig, der vor einem Hunde davonlief.

„Ihr jagt wahrscheinlich auf Ameisen!“ sagte der eine.

„Ein Heuschreckenschütz!“

„Geht mit dem Hasen auf die Hundejagd!“

„Seht, aus seiner Tasche guckt ein Kaninchenlauf heraus!“

Das wilde Blut der Santafusca wollte überwallen; und wahrhaftig, eine Schrotladung per Mann hätte ihm

keine Gewissensbisse verursacht. Aber nein. Heute war es ein Tag der Buße, der Selbstüberwindung. — Vorwärts denn. . . . Aber die Nachwirkung der Angst, die ihm jener verwünschte Hund mit seinem Gekläff eingejagt, blieb ihm im Leibe sitzen, links, zwischen den Rippen drinnen, wie das Gefühl einer spitzen Dolchwunde . . .

Nach drei Viertelstunden scharfen Marsches kam ihm der Bahnhof in Sicht. An einer Uebergangsstelle erkundigte er sich beim Bahnwärter nach der Zeit, die ihm noch bis zum Zuge bliebe.

„Anderthalb Stunden, Gevatter!" antwortete der Mann. — Er saß auf einem Baumstumpf vor seinem Wärterhause, mit dem Flicken eines Kinderschuhes beschäftigt. Aus dem Innern machte sich eine Weiberstimme und das Weinen eines Kindes vernehmbar. Das Häuschen schwamm im Rosenlichte des Sonnenunterganges; tiefe Stille, tiefer Friede herrschten ringsumher . . .

„Wie glücklich ist doch dieses Bettelvolk!" dachte der Letzte der Santafusca. — Die Vertraulichkeit, mit der Giorgio von der Falda und der Bahnwärter ihn behandelt hatten, in der Annahme, es mit einem ihresgleichen zu thun zu haben, hatte ihn einer Welt nähergerückt, die er sonst allzusehr von oben herab anzusehen gewohnt war, der Welt der einfachen Bedürfnisse, der einfachen, natürlichen Neigungen, der Welt, in deren jungfräulichem Boden das Kraut des Glückes einzig gedeiht.

„Wie glücklich sind doch diese armen Teufel!" wiederholte er, auf dem Geländer einer Brücke Platz nehmend,

welche hundert Schritte vom Bahnhof entfernt einen Wildbach übersetzte.

Anderthalb Stunden lagen vor ihm, und die Einsamkeit der Gegend, der Umstand, daß niemand ihn kannte, legten ihm die Frage nahe, ob es nicht geraten wäre, gleich hier den Hut in irgend eine Erdspalte, in irgend ein Gebüsch zu verstecken und so das unglückselige Stück und seine Spur für immer aus dem Wege zu räumen.

Unter dem Sporn dieser Idee näherte er sich auf einem Seitenpfade einer Gruppe von niedrigem Haselnußgesträuch, in dessen Hintergrund eine Heide sich in trostloser vulkanischer Verlassenheit dehnte. Es schien wirklich ein Reich des Todes zu sein. Kein Haus, keine lebendige Seele, so weit das Auge reichte.

„Wie glücklich sind doch diese Bettler!“ wiederholte er zum drittenmal, mechanisch, in willenlosem Spielenlassen der Stimmbänder, während er nach einer geeigneten Vertiefung suchte, um darin die letzten Reste von Prete Cirillo zu versenken. Nach längerem, vergeblichem Herumstreifen ließ er sich auf einem Bimssteinhaufen nieder, aus dessen Ritzen sich einige magere Ginsterbüsche hervordrängten. Er verspürte eine bleierne Müdigkeit in den Beinen. Es war ein weiter Weg, ein schwerer Tag gewesen — aber der Sieg war sein geblieben . . .

Und zu denken, daß diese Eingebung ihm im Schlafe gekommen war! Er hatte also doch recht gehabt, Prete Cirillo, mit seinem Glauben an die Träume! Hätte er sich eines Zugeständnisses an den verlachten Aberglauben nicht geschämt, er hätte denken können, sein Prete selbst

habe ihm im Traume die Idee eingegeben, nach der Falda zu gehen. — Hatte der Prete ihm nicht eines Tages versprochen, ihm die Seele und den Leib retten zu wollen? Die Toten sind nicht rachsüchtig, und wenn Cirillo von seinem Jenseits aus eine Seele in den Hafen des Heils bugsieren konnte, warum sollte er es nicht thun? Auch er, der Prete, war ja nicht ohne Sünde, und gar vieles mußte ihm vergeben werden!

Was, um Gottes willen, wissen wir armen Teufel hier von den Angelegenheiten der andern Welt? War nicht alles, was sich mit und um ihn zugetragen, geeignet gewesen, ihm fast mit Gewalt den Glauben an eine mild-vergebende Vorsehung, an eine bewunderungswürdige Planmäßigkeit in dem aufzudrängen, was wir Zufall zu nennen pflegen?

Im Strahl der tiefstehenden Sonne warfen Felstrümmer und Buschwerk lange Abendschatten auf den ausgebrannten Boden hin. Uebermäßig mit Licht gesättigt, fast weiß, dehnte sich der Horizont ... Und er suchte, suchte noch immer nach irgend einer Erdspalte, nach einem Loch im vulkanischen Boden. Aber das, was er suchte, war nicht vorhanden, und es etwa erst auszugraben, dazu war die Gegend doch zu offen; er hätte bemerkt werden können. Auch schreckte ihn der offene Himmel über ihm.

Endlich fand er einen Graben mit faulendem Regenwasser gefüllt, der ihm für seine Zwecke geeignet schien. Er kauerte sich am Rande nieder ... zog die Weidtasche vor ... blickte spähend im Kreise ... aber schließlich that er es doch nicht. Sein ungeheurer Schatten, von

der untergehenden Sonne über die Heide geworfen, schien ihm ein zu gefährlicher Zeuge zu sein.

Als er sich dann wieder erhob, schien er sich selbst zu so riesigen Höhen emporzuwachsen, daß er fast fürchtete, mit dem Kopfe an das Himmelsgewölbe anzustoßen . . .

Schließlich hielt er es noch für das beste, nach Hause zu gehen und in der Heimlichkeit des versperrten Zimmers die widrige Reliquie in Atome zu zerschneiden. So kehrte er denn auf die Straße zurück, erreichte auf dem Wege über das Wärterhaus den Bahnhof und sprang bei Ankommen des Zuges in einen Wagen dritter Klasse, froh, mit guten Leuten aus dem Volke reisen zu können, die sich mit ihm sofort in ein tiefsinniges Gespräch über Jagd, Hunde, Schnepfen und Wachteln einließen.

Im Umgange mit diesen einfachen Menschen vergaß er den Baron, gefiel sich in der Vorstellung, ein braver Jägersmann zu sein, ohne andre Morde auf der Seele, als die ungezählter Hasen und Hühner; ein einfacher, guter Kerl, dessen Vorstellungen von irdischer Glückseligkeit nicht über ein Glas Wein und eine gute Pfeife Tabak hinausgingen.

Nach der Ankunft in Neapel lenkte er seine Schritte bei anbrechender Dunkelheit nach den Vorstädten, in der Absicht, an irgend einer abgelegenen Stelle ans Meeresufer zu gelangen.

Unterwegs blieb er mehr als einmal stehen, heftig versucht, die Tasche samt ihrem Inhalt in einen jener vielen Auslaufkanäle fallen zu lassen, welche diese Volks-

viertel die Kreuz und Quere durchschneiden. Aber auch dies wagte er nicht aus Furcht vor den Kindern, welche sich in den Senkgruben tummeln wie Enten in der Pfütze, und die das Corpus delicti gewiß aufgefischt haben würden.

Bereits hatte sich um den Prete eine Art Legende gebildet. Es hieß also doppelt vorsichtig sein, um die Leute nicht auf die Spur des Verbrechens zu bringen. Und um so mehr, als von dieser Legende ein guter Teil sich auf eben den Hut bezog, um den es sich handelte.

U Prevete hatte ihn dem Hutmacher mit einem Terno bezahlt; die ganze Stadt hatte davon gesprochen; alle Zeitungen hatten sich darüber in Kommentarien ergangen; der Wirt „Zum Vesuv" hatte ihn in einem Sack nach der Falda getragen, dann einem Jäger abgetreten . . .

Unter den Gästen der Falda gab der Hut wahrscheinlich eben jetzt das Gesprächsthema ab. . . . Die größte Behutsamkeit war also erforderlich, um auf diesen Filzfetzen von so zäher Lebenskraft nicht abermals die öffentliche Aufmerksamkeit zu ziehen. Es war wahrhaftig, als schlüge darin die Seele des Prete um sich mit den Flügelzuckungen eines Raben im Todeskampf. Nicht einmal im Ufersand hätte er ihn zu begraben gewagt, denn auch den durchwühlten die Rangen nach Muscheln und Seeschnecken.

Auch an ein Verbrennen war nicht zu denken. Wie hätte er auch mitten auf der Straße ein Feuer anzünden sollen! Es war, bei allen Teufeln! leichter gewesen, den

Prete als den Hut loszuwerden. Dem Baron wurde es klar, daß die Materie unzerstörbar ist, während man ein Menschenleben ausbläst wie eine Kerzenflamme. Mehr als ein Aphorismus des berühmten Panterre über diesen Gegenstand fiel ihm ein, während er so mit heftigen Armbewegungen, wie ein Verrückter, durch die Dunkelheit der Marina dahinschritt, dort, wo die letzten Fischerhäuschen stehen.

Die Müdigkeit des harten Tagwerkes, die Schwierigkeiten, die sich ihm auf Schritt und Tritt entgegenstellten, die Wut über den unglückseligen Deckel, der nicht stillliegen wollte, zudringlich bei jedem Schritt mit seinem Gerassel, seinem Klopfen gegen die Hüfte seine Gegenwart bekundete, alles das im Verein mit der Angst, dem Entsetzen, das ihm jeder Schatten verursachte, mußte die Nerven eines Menschen aufs äußerste reizen, der in der Stille und Verlassenheit des ödesten Schauplatzes Aug in Auge dem eigenen verbrecherischen Ich gegenüberstand.

Erfüllt von unsäglichem Ueberdruß und Ekel würde er sich schließlich, alles aufgebend, auf dem Wege niedergeworfen haben, um sich nicht mehr zu rühren, hätte er sich nicht beim Verlassen eines Gäßchens plötzlich auf dem Strande gesehen, dem weiten, offenen, einsamen Meeresstrande. Vor ihm breitete sich die starkbewegte See aus; brausend wälzten sich die Wogen heran, erklommen mühsam die Böschung, um im Sande zu zerfließen, mit dem prickelnden Geräusch platzender Seifenbläschen.

Linker Hand flammte Neapel im Glanze seiner

Tausende von Lichtern, deren Widerschein den Himmel darüber fahl durchleuchtete . . . ringsum aber finstere, schwüle Nacht; kein Sternchen am Horizonte, kein Hauch in den Lüften; eine Nacht, wie geschaffen zu einem Verbrechen . . .

Zehn Schritte weiter vorn ragte ein kleines, schwarzes Vorgebirge aus Tuffstein, mit Kiesblöcken übersät, in die Wasserfläche hinaus.

Geleitet von jener unsichtbaren Hand, an die er nach und nach wohl oder übel glauben gelernt hatte, näherte sich der Baron der Klippe und fand richtig an geschützter Stelle, an einen Steinblock gekettet, ein Fischerboot samt Rudern liegen. Keine menschliche Seele weit und breit. Rasch sprang er in das Schiff, löste es vom Ufer, ergriff die Ruder, und den Rückschlag der Welle geschickt benutzend, stieß er vom Ufer. . . . Nach wenigen Ruderschlägen sah er sich auf offener See, eingehüllt in Finsternis, abgeschnitten von Welt und Menschen, allein zwischen dem schwarzen Himmel und dem schwarzen Meere, und nichts als eine dünne, wurmstichige Scheidewand zwischen sich und dem Tode.

Er hatte der Natur Fehde angesagt und die Schlacht gewonnen. Vergebens hatte ihm jene alle ihre Schreckgespenster an den Hals gehetzt. Der Mensch in seiner Klugheit und Kraft war Sieger geblieben . . .

Die Augen schließend, als fürchtete er einen Totenkopf zum Vorschein zu bringen, tauchte er die Hand in die Tiefen der Weidtasche, zerrte den Hut heraus und band ihn mittels eines Riemens, so fest er konnte, an den Lauf seines Jagdgewehres, welches er hierauf an der

Mündung ergriff und in das Wasser tauchte, so tief die Hand reichte. So hielt er es einen Augenblick in der Schwebe, unter eisigem Lachen seinen Triumph genießend... Dann ließ er los...

Lautlos sinkend verschwanden Hut und Flinte in den dunklen Meerestiefen.

„Gefoppt, Prete!" rief der Baron mit lauter Stimme, die zwischen den Klippen ein leises Echogeräusch erweckte, als sagte der Prete Amen dazu. — —

Eine Stunde später kehrte der Baron unter strömendem Regen nach der Stadt zurück und geradeswegs nach Haus, wo er seine Jägerkleidung von sich warf, ins Bett kroch und sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf verfiel... Er hatte ihn auch dringend nötig. Der Tag war lang und an Aufregungen reich gewesen. Seine Knochen waren wie zerschlagen, sein Geist gebrochen. —

Und er schlief auf seinen Lorbeeren bis in den Tag hinein.

* * *

Am Morgen darauf, während Seine Excellenz noch fest schlummerte, rannten die kleinen Zeitungsbuben durch Neapels Straßen und riefen, ihre Journale schwingend, mit schmetternden Stimmen:

„U cappello du prevete!"

„Große Entdeckung! Der Hut des Prete Cirillo!"

„Einen Sou für den Hut des Prete!"

Das Blatt wurde gierig gekauft, und besonders die kleinen Leute rissen sich darum; vor den Ständen der Wasserträger, vor den Winkelcafés bildeten sich Ansamm-

lungen. Einer las vor, die andern hörten zu, und alle wiederholten die Geschichte des Hutes, der dem Filippino in einer Schachtel zugekommen war, sie mit regem Fabuliertalent ausschmückend, als Leute, die, wenn sie schon einmal etwas Wahres erzählen müssen, sich wenigstens auf diese oder jene Weise darüber zu trösten versuchen, daß sie es nicht erfunden haben.

Siebzehntes Kapitel.

Die Hand der Gerechtigkeit.

Der Baron Santafusca, in dessen Herz der Friede wieder eingekehrt war, konnte ruhig schlafen; aber für den andern Schuldigen — Don Antonio, wenn man es nicht schon erraten haben sollte — begann erst jetzt recht die Zeit der Qualen und Drangsale.

Eines Morgens bei Tagesgrauen lag der arme Priester noch in den Armen eines wunderbaren Traumes (nämlich, daß der Erzbischof nach Santafusca gekommen wäre mit Mitra und Pastorale und einem Gefolge von vielen Prälaten; daß die Kirche im Glanz der Lichter und silbernen Lampen strahlte, und er selbst die Messe las, eine Mitra auf dem Kopfe), als Martino heftig an die Thüre pochte.

„Was gibt's?“ rief der Greis aus, indem er den Kopf hob und die Hand an die Nachtmütze brachte, welche ihm ein wenig in die Stirn gerutscht war. „Es ist ja doch noch nicht Zeit zur Messe!“

„Es handelt sich nicht um Messen, Don Antonio! — Kommen Sie nur schnell herunter! Es ist ein Polizeikommissar da mit . . . mit — —“

Man hörte wohl, daß Martino sein Organ nicht recht in der Gewalt hatte. Don Antonio hätte wetten wollen, daß die Kniee ihm unter dem Leibe schlotterten.

„Ein Po—li—zeikommissar? Was soll das heißen? Es muß ein Irrtum sein!"

Don Antonio warf die Mitra ... nein, die Nachtmütze aufs Bett und streckte die Beine unter der Decke hervor.

„Was will dieser Herr Kommissar von mir?"

„Das will er nicht sagen. Kommen Sie nur schnell herab."

„Ich komme, ich komme. — Ein Kommissar! Was habe ich mit der Polizei zu thun? — Gewiß ist es ein Irrtum der Behörden ... wenn es sich nicht vielleicht um die Angelegenheit des Lella handelt, welcher dem Guasco einen Messerstich versetzt hat. Immer das Messer in der Hand, diese ... diese ... diese ..."

Immerfort mechanisch sein: „diese ... diese ..." wiederholend, stieg er die Treppe hinunter, ohne Kollar, die Sutane in Unordnung, Nebel vor den Augen.

In dem kleinen Empfangszimmer, wo er an heißen Sommertagen seine Predigten auswendig zu lernen und dazwischen hinein ein Schläfchen zu machen pflegte, fand er einen ernst dreinschauenden, schwarzgekleideten, schnurrbärtigen Herrn vor, und neben ihm einen riesigen Carabiniere, vielleicht den Maresciallo*) in Person, der mit der Spitze seines Hutes die Zimmerdecke streifte.

---

*) Wachtmeister der Carabineri, im Range allen Unteroffizieren der Armee vorangehend.

Don Antonio machte drei, vier Verbeugungen, ohne daß er im stande gewesen wäre, einen Laut hervorzubringen.

Der schwarzgekleidete Herr verbeugte sich seinerseits, während der Herr Maresciallo zur Thür schritt und sie abschloß.

„Womit kann ich den verehrten Herrschaften dienen?“ fragte ganz verschüchtert der Mann Gottes, seine Worte mit der ausgesuchtesten Höflichkeit in Ton und Gebärde überzuckernd.

„Ich muß ein paar Fragen stellen und Euer Hochwürden möglicherweise einige Unbequemlichkeit verursachen. — Ich habe die Ehre mit Don Antonio Spina?“

„Zu dienen. Bitte, Platz zu nehmen!“

„Sie haben vor einigen Tagen einem gewissen Filippino Mantica, Hutmacher in Neapel, einen Brief geschrieben?“

„Jawohl, das habe ich.“

„Und den Brief begleitete —“

„Eine Schachtel. Jawohl, mein Herr!“

„Und in der Schachtel lag ein Hut?“

„So ist es, ein Hut, verehrter Herr!“

„Könnten Sie mir vielleicht in betreff jenes Briefes einige Aufklärungen geben? — Vor allem: erkennen Sie diesen hier als den Ihren?“

Der Herr Kommissar wies einen entfalteten Briefbogen vor.

„Es ist ... meine Schrift ... e ... es ist m — mein Brief ...,“ stammelte Don Antonio, ungewiß, wo die Sache hinaus wollte.

„Sie sagen in dem Brief, der Hut wäre ‚in der

Umgegend' gefunden worden. Nun liegt dem Herrn Staatsanwalt viel daran, den Ort genau zu kennen, wo der Hut gefunden wurde; ferner möchte er wissen, von wem und wann er gefunden worden ... durch welche Hände er seitdem gegangen ist; und das mit allen Umständen. Denn es handelt sich ... aber ich werde später sagen, worum es sich handelt."

Während der Kommissar sprach, geriet Don Antonio immer tiefer in das maßloseste Erstaunen. Er wußte gar nicht mehr, was er denken sollte. Er erinnerte sich wohl, den Brief ziemlich allgemein gehalten zu haben, ja absichtlich ungenau gewesen zu sein; denn die Sache war bekanntlich ein wenig anders zugegangen. Jetzt hatte er's! Das kam davon, wenn man nicht bei der Wahrheit blieb! — „Du hast," sagte ihm sein Gewissen, „deine Sünde verheimlichen wollen; und siehe, die Sünde kommt von selbst ans Tageslicht! Der vor Gott dem Herrn nicht beichten wollte, muß nun vor dem Herrn Kommissar und dem Herrn Carabiniere beichten ..."

Alle diese Reflexionen fuhren ihm gleichzeitig in chaotischem Durcheinander durchs Hirn.

„Mein verehrter Herr," sagte er, „ich will aufrichtig sein und auf das genaueste bekennen, wie der Hut in meine Hände gelangt ist, und was mich bewogen hat, ihn dem Herrn Filippino zu übersenden."

„Wollen Sie sich dabei nur vor Augen halten, daß ich Ihre Aussage zu Papier bringe, und daß Euer Hochwürden sie möglicherweise vor dem Staatsanwalt und vor aller Welt werden bekräftigen müssen."

„Vor Gericht also? — O alle heiligen Märtyrer!

Es handelt sich also um einen förmlichen Prozeß! Ist das möglich? ... Schließlich habe ich mir doch nichts zu schulden kommen lassen als eine läßliche Sünde des Geizes und vielleicht auch ein wenig Trägheit! Auch gelogen mag ich einmal haben, als ich vorgab, ihn mit meinem Gelde gekauft zu haben; und ein andres Mal habe ich auch ein wenig mit der Wahrheit zurückgehalten, als ich eine allgemeine Phrase hinschrieb! Aber in all dem sehe ich, verzeihen Sie mir, nichts, was mit dem Strafgericht — —"

„Beruhigen Sie sich, Don Antonio, und sagen Sie nur gelassen aus, was Sie wissen. Der Herr Maresciallo hat keineswegs die Absicht, Sie zu verhaften ..."

Der schwarzgekleidete Herr hatte bei diesen Worten gelächelt, und dieses Lächeln beruhigte einigermaßen das verschüchterte Gemüt des armen Priesters, der allen seinen Mut zusammennahm und eine lange, lange, peinlich genaue Darstellung des Herganges vom Stapel ließ, ohne nur die geringste Nebensächlichkeit auszulassen. Er gab den Tag, die Stunde, die Minute an, wo Martino angerannt gekommen war, um ihn zu Salvatores Sterbelager zu rufen; er erzählte den Austausch des Hutes und wie er späterhin um seinen eigenen gekommen war. Er erzählte von seinen Zweifeln, seinen Gewissensbissen, seinen Beratungen mit Martino, seinem Brief an Monsignore Vicario, dessen Antwort er vorlegte. Dann legte er dar, wie er den Namen des Hutmachers entdeckt, zeigte das Recepisse des Stationsvorstandes über „eine Schachtel, Inhalt: Hut" und die gezahlten Frachtspesen vor; kurz, er stülpte sein Gewissen um, wie man es mit einem Mehl-

sack thut, um die letzten Reste seines Inhalts herauszubeuteln. Nicht einmal am Vorabend seiner ersten heiligen Messe hatte er mit so viel Inbrunst und solcher Reue gebeichtet als heute.

Der Herr Kommissar hatte aus seiner Tasche ein beinernes Tintenfaß und eine Feder hervorgeholt und schrieb das Ganze in ein Protokollbuch nieder in Gegenwart des Herrn Carabiniere, der mit über der Brust gekreuzten Armen dastand und mit seinen Schultern das ganze Zimmerchen ausfüllte.

Er ließ sich den Brief Monsignores, sowie die Empfangsbestätigung des Stationschefs ausfolgen und schloß beide Papiere dem Protokolle als Beilagen A und B bei. Dann wandte er sich an Don Antonio.

„Aus allem, was Hochwürden mir da mitgeteilt, habe ich die Ueberzeugung geschöpft, daß Sie vollständig in gutem Glauben gehandelt haben; und meine Schuld wird es nicht sein, wenn ich noch wiederholt in die Lage kommen werde, Sie zu belästigen. . . . Wir stehen möglicherweise im Angesichte eines Verbrechens . . .“

„Verbrechens?“ rief Don Antonio, tödlich erschrocken aus.

Martino, welcher, das Ohr am Schlüsselloch, an der Thür horchte, mußte sich mit den Händen gegen die eigenen Kniee stemmen, um nicht hinzufallen.

„Dieser Teufelshut, wie Sie ihn ganz richtig genannt haben, gehört einem alten Priester, der seit etwa zwanzig Tagen aus Neapel verschwunden ist, ohne seitdem ein Lebenszeichen gegeben zu haben. Es ist aller Grund zur Annahme vorhanden, daß er das Opfer eines

Verbrechens geworden ist. Somit rechne ich auf Sie, Don Antonio, daß Sie nichts unterlassen werden, um die Behörde in ihren Bemühungen um die Ausforschung des Schuldigen zu unterstützen."

Don Antonios einzige Antwort bestand in einem leisen Oeffnen der Hände. Er saß starr auf seinem Stuhl, mit hängendem Unterkiefer, wie vom Schlage getroffen ... Der entsetzliche Gedanke, daß er einen Hut, der einem ermordeten Amtsbruder vom Kopfe gefallen, auf dem seinen getragen, frevelhaft in der unmittelbaren Nähe der Altäre aufbewahrt, hatte alle Sinne des armen alten Mannes wie versteinert ...

Das war also die geträumte Mitra ... der Kardinalshut, den Martino ihm versprochen! Ja, ein roter Hut war es schon, aber rot von Christenblut ... vom Blute eines geweihten Hauptes!

„Sie haben angegeben, Don Antonio, daß Sie an Stelle des inkriminierten Ihren eigenen alten Hut zurückgelassen haben —?"

Don Antonio bestätigte dies mit leisem Kopfnicken. Die Zunge war ihm ganz gelähmt.

„Und daß ein junger Mensch aus der Falda denselben samt andern Habseligkeiten mit sich hinweggenommen hat?"

Abermaliges Kopfnicken.

Der Kommissar nahm den Herrn Maresciallo abseits und hatte mit ihm eine lange Unterredung im Flüstertone. Die Herren kamen, so schien es, überein, unverweilt zwei Mann behufs Verhaftung des Vesuvwirts nach der Falda zu schicken; denn nach der Ansicht des Beamten

war der Mann in sehr verdächtiger Weise in die dunkle Affaire verwickelt. Der biedere Kommissar rieb sich bereits die Hände bei dem Gedanken, einen der leitenden Fäden bei der Affaire entdeckt zu haben. Gewiß war es ein seltener Fall, daß einer ausging, um einen Hut zu finden, und mit zweien zurückkehrte!

Es wurde auch Jermolino, der Sekretär, vorgerufen und verhört, wie nicht minder der Mesner Martino. — Jermolino gab an, den Schlüssel der Villa wohl in Verwahrung gehabt, aber vor Tagen an U Barone wieder abgeliefert zu haben.

* * *

Der Kommissar war zuerst unschlüssig, ob er das Gitterthor der Villa gleich aufsprengen, oder vorher noch Weisungen aus Neapel einholen sollte; aber er überlegte, daß der Ort bereits in Aufregung sich befand, daß die Kamorristen überall ihre geheimen Helfershelfer hatten, daß jede Stunde Säumens die leise Spur des Priesters für immer verwischen konnte.

Er beschloß also, ohne weiteres nach dem Schlosser zu senden und von diesem das Thor aufbrechen zu lassen, indem er es auf sich nahm, diesen Schritt vor dem Gerichtshofe und dem Baron Santafusca zu verantworten.

Nicht ohne einige Mühe wurde das alte verrostete Schloß des Pförtchens auf der Seite der Stallungen aufgebrochen. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, füllte die Gäßchen, den kleinen Hauptplatz, bereit, ihren Pfarrer, den Gerechten des Alten Testaments, wenn es sein mußte, mit Gewalt zu schützen.

Und der Hut war natürlich in aller Munde. Ein kleiner Bube meldete sich und erklärte, er habe an einem gewissen Tage, als er Schafe weidete, einen fremden Prete die Platanenallee herauf gegen die Villa zu sich bewegen gesehen. Allein niemand wollte auf das Geschwätz eines Rangen achten.

Unter der Führung des Pfarrers und des Sakristans betrat der Kommissar das Kämmerchen Salvatores und nahm dort eine kleine Lokalinspektion vor.

„Der neue Hut, sagen Sie, lag auf dem Kasten?“

„Ja.“

„Und der alte auf dem Stuhl?“

„Auf dem Stuhl, zu dienen.“

Auch Stuhl und Kommode wurden ins Protokoll aufgenommen; und da der Kommissar somit seine Aufgabe für beendigt erachtete, so fuhr er mit dem Elfuhrzuge nach Neapel zurück, nicht ohne eine Wache beim Gitter zurückgelassen zu haben, mit der Weisung, die zerrauften Weiber und Kinder zurückzuweisen, die noch immer offenen Mundes die Villa umstanden.

Don Antonio las an jenem Tage seine gewohnte Messe nicht. Er war in der einen Stunde um dreißig Jahre gealtert. Vernichtet, gebrochen schleppte er sich nach Hause und ließ sich ächzend in seinen Stuhl fallen. „Erbarmen, Herr!“ flehte er. „Erbarmen mit deinem alten Diener, der wahrlich zu schwer für seine Sünde büßt! — O du, der du die Herzen und Nieren erforschest! Miß mein Vergehen mit der Wage der Barmherzigkeit, laß dein Urteil ein mildes sein! Erachtest du meinen Tod für eine genügende Buße eines Augenblicks

der Schwäche, der Lüge: o, so laß mich gleich jetzt sterben, auf daß ich in deinem Schoße ruhe. Hast du mir aber diese Qualen zugedacht, damit ich schon auf Erden meine Sünden abbüße, so sei, o Herr, deine strafende Hand gesegnet . . ."

Schwer und bang hing es an jenem Tage über Santafusca herunter; der Schreckenshut warf seinen unheilkündenden Schatten weithin über Kirche und Häuser . . .

Achtzehntes Kapitel.

Die Orgie.

„O Marinella — liebliche, schnelle — freudige, helle — Entzückungsquelle —!“

Der Baron war, wie man sieht, in poetischer Stimmung.

Der Wein, dieses edle Musenblut, hatte seine Phantasie erhitzt. Wenn einer seit zwei Stunden bei Tische sitzt, vier blinkende Krystalle vor, zwei schöne Mädchen neben sich, so ist es wohl begreiflich, daß ihm die poetische Ader schwillt.

„Aber jetzt, Usilli, ist die Reihe an dir. Reime was auf Lellina!“

„O gelblichgrüne — o spindeldünne — Schnattermaschine —!“

„Still einmal, ihr Schafsköpfe!“ schrie Lellina und ergriff ein Glas voll guten Syrakusers, das sie dem Marchese Carlo Emanuele Ludovico di Spiano, Ritter des souveränen Malteserordens, über den Kopf und hinter den Kragen goß.

Mittlerweile hatte der Baron wieder auf die Arie

der klassischen Walpurgisnacht aus dem „Mephistopheles“ zu reimen und zu singen begonnen:

„O Magdalene — liebliche Schöne — zeig deine Zähne —!“

Der Schauplatz war die Favorita, ein reizendes hölzernes Lustschlößchen, das, einem Korbe von durchbrochener Arbeit vergleichbar, umgeben von Lorbeer- und Orangengebüsch, von der Höhe einer senkrecht abfallenden Felswand ins weite Meer hinausblickte.

Vico di Spiano, dessen Weizen seit einiger Zeit blühte, hatte es kürzlich angekauft und jenem launen- und anspruchsvollen Schmeichelkätzchen, genannt Lellina, zum Geschenke gemacht. Heute hatte er alle guten Freunde zu einem „Familienlunch sans façon“ dort vereinigt und ihnen zugleich Besseres für die nächsten Tage in Aussicht gestellt, für den Fall nämlich, daß Andreïna bei dem Rennen Siegerin bleiben würde.

Andreïna war eine Stute.

Lellina war ein Kätzchen.

Usilli hatte zum Feste einen Korb Champagnerflaschen mitgebracht, garantierte Marke zu fünfzig Franken die Flasche. Er hatte die ganze Partie von einem Stallmeister des Königs von * * * gekauft, welcher — nämlich der Stallmeister, nicht der König — den Winter in einer Villa der Mergellina zubrachte. Es war echter und rechter Champagner, wie er an fürstlichen Tafeln serviert wird, und wahrscheinlich vom Stallmeister seinem Herrn gestohlen worden. Aber was! Gestohlener Wein schmeckt doppelt gut!

Wie aus silbernen Mitrailleusen flogen die Pfropfen ohne Unterlaß aus den Flaschenhälsen und in weitem

Bogen in das Meer hinaus. In den Gläsern schäumte es blond und prickelnd wie Marinellas Haar; überlaufend, ergoß es sich in die Teller, auf die Busen der Mädchen, welche unter Lachen und Geschrei die Gesichter in das süße Bad tauchten, während der Baron, angeheiterter als die übrigen, das Glas gegen das blaue Licht der Meeresfläche erhob, um, wie er sagte, die Messe zu lesen.

Er war mit dem besten Vorsatz gekommen, sich unausgesetzt in der Gewalt zu behalten und um keinen Preis aus der Schule zu schwätzen. Aber bei aller Willenskraft vermochte er es auf die Dauer nicht, sich dem Einflusse des Rotweins und des Champagners zu entziehen.

Und wie er so, süß benebelt, aufgelöst in Wohlbehagen, durchs Krystall in die Ferne blickte, freute er sich, nichts, nicht das kleinste schwarze Pünktchen darin zu sehen.

Weit, weithin schweifte von der Höhe der Terrasse das Auge über die ruhige See, die, eine blaue Untertasse, die azurne Schale des Firmamentes zu tragen schien. Im phosphoreszierenden Aufblinken und Blitzen ihrer Millionen Wellchen zitterte das Leben, der große Herzschlag der Natur; dasselbe Leben, derselbe Herzschlag, den er in seiner eigenen Brust pochen fühlte, während er Marinella fest an sich drückte.

Wer hätte es wohl zuwege bringen können, in jener Wasserfläche von sechshundert Seemeilen im Gevierte ein winziges Priesterhütchen aufzufischen?

„Hundertmal,“ flüsterte ihm Marinella zu, „hast du mir versprochen, mich nach Santafusca zu führen; aber freilich — Versprechen und Halten sind zweierlei.“

„Ich habe die Villa verkauft."

„Verkauft? — Wem? Dem Prete?" fragte der Marchese di Spiano.

„Welchem Prete?"

„Nun, dem gewissen . . . dem Hypothekenmenschen."

„Dem Erzbischof habe ich sie verkauft."

„Richtig — apropos Prete —" rief Marinella. „Habt ihr den gestrigen ‚Piccolo' gelesen? Sie haben ihn aufgefunden, den Prete."

„Welchen Prete? Von welchem Prete schwatzt ihr denn?" fragte der Baron zerstreut.

„Dem vom Hut! — Hast du den ‚Piccolo' nicht gelesen?"

„Sei ruhig, Närrchen!" sagte der Baron, der nur halb verstand. „Ich werde dir eine Villa kaufen, schöner noch als diese."

„Seht doch!" schrieen die Weiber. „Seht doch den großen Vogel!" Und sie deuteten nach einem Punkte am Firmament.

„Es ist ein Adler."

„Ein Reiher ist's."

„Nein, ein Kranich."

An der lichtesten Stelle des Himmels kreiste etwas Schwarzes — ein großer Seevogel.

„Der Hut des Prete!" rief laut lachend der Baron, der schon nicht mehr fest auf den Beinen stand. Und den Zeigefinger in die Luft vorgestoßen, blieb er einen Augenblick so stehen in einer Haltung, die etwas Herausforderndes hatte.

Wie mittlerweile der „Piccolo" auf den Tisch ge-

kommen, vermöchten wir nicht zu sagen. Genug — plötzlich lag er da. Der Baron, dem sich der Kopf bereits stark zu drehen begann, nahm ihn zur Hand. Nachdem er sich noch eine Cigarre angezündet, stieß er einen Fauteuil auf die Terrasse hinaus, auf den er sich mit auseinandergespreizten Beinen niederfallen ließ; dann entfaltete er unter einem dichten Qualm von Rauchwolken die Zeitung.

Gleich mitten auf der ersten Seite stand fettgedruckt zu lesen:

DER HUT DES PRETE.

Er las es, ohne irgend eine Ueberraschung zu verspüren. Es schien ihm eine so banale, abgedroschene Geschichte, kaum der Mühe wert, darüber noch ein Wort zu verlieren. Rein nur, weil er nichts Besseres zu thun wußte, begann er die ersten Zeilen zu entziffern, deren Sinn sich in seinem konfusen Schädel sofort zu einem schwarzen Gemenge, wie von gestocktem Blut, vermischte.

Wohl trachtete ein Rest von Besinnung, durch den schweren Rausch hindurch die Aufmerksamkeit seiner Gehirnnerven auf die Bedeutung der Worte zu lenken, die da vor ihm auf dem weißen Papier wie festgenagelt blinkten; aber zu dicht waren schon die Dämpfe, die sie einhüllten. Der Wein, die Straßburger Pastete, die Torten, die Langusten, alles, was er zu sich genommen, begann sich plötzlich in seinem Innern mit der Bewegung eines Mühlsteines um sich selbst zu schwingen. Ein schweres Gewicht wollte ihm den Brustkasten zerquetschen; der Schädel drohte ihm in Stücke zu gehen. . . . Und nach und nach begann unterhalb der Rauchschicht, die ihn erfüllte, die Schrift

klarer und klarer hervorzutreten: glänzend schwarze Druckzeilen, aus deren Mitte allgemach einzelne Begriffe körperlich sich abhoben: Prete Cirillo ... der Hutmacher ... Santafusca ... eine Schachtel — — —

Noch war er nicht im stande, den Sinn aufzufassen; aber ein letzter Rest von Bewußtsein, der noch in seinem Kopf zappelte wie ein auf der Nadel aufgespießtes Insekt, ließ ihm keine Ruhe, und jene verdammten Hieroglyphen verursachten ihm Folterqualen. Er paffte dicke Rauchwolken aus, keuchte schwer; Schweißtropfen perlten ihm auf der blassen Stirn, welche plötzlich eiskalt geworden war. — Während der Zeit lagen die Mädchen auf den Fauteuils herum und sangen in schallendem Chore ein improvisiertes Lied, zu welchem die Stegreifdichtungen ihrer Verehrer den Text geliefert: „O Magdalene — zeig deine Zähne — O du Lelline — Schnattermaschine —!“

O Verdammnis! Daß er nicht lesen konnte! — nicht zu begreifen vermochte, wie diese Schachtel ... dieser Hutmacher da hineinkamen!

Er raffte sich zu einer großen, mühsamen Anstrengung auf, und wirklich gelang es ihm, auch den nächsten Satz zu entziffern:

„Die Angelegenheit befindet sich dermalen schon in den Händen der Staatsanwaltschaft ...“

War es der Traum eines Volltrunkenen? ... Er drehte mühsam den Blick gegen den Speisesaal; er erkannte die Lokalität, die Freunde, die halbnackt herumlungernden, cigarettenrauchenden Frauenzimmer. Er blickte nach der andern Seite; da lag es glänzend blau, über und über flimmernd, das unendliche Meer, in dessen Schoß er sein

Geheimnis versenkt. — Er versuchte das bedruckte Papier zu schütteln, das er in der Hand hielt. Er hörte es rauschen, knistern; aber die fette Aufschrift des Artikels hatte mittlerweile noch größere Dimensionen angenommen und erschien ihm jetzt so:

DER HUT DES PRETE.

Es mußte also doch ein Traum sein ... ein Delirium, ein Alpdrücken, hervorgebracht durch die Gänseleberpastete und das Uebermaß des Weines ...

Bah! Wieder Sensationen und nichts als Sensationen! ... Lachend wandte er sich an die Mädchen: „Kommt her, ihr Gänse!" Und an der Art seines Lachens selbst fühlte er, daß er schwer betrunken war; er fühlte es auch an dem Gewichte seiner Schuhe, die mit Blei ausgegossen schienen. — Wenn er sich nur so weit zu beherrschen vermochte, um sich nicht zu verraten! ... Er machte sich wieder ans Lesen.

Brachte ihn nicht das blöde Blatt mit Don Antonio zusammen? Daran konnte er wohl sehen, daß es ein Traum war. Zu verrückt, das! Wirklich wie ein Roman von Xavier de Montépin!

Folgendes erzählte der „Piccolo":

„Unsre Leser werden sich vermutlich noch an einen gewissen Prete Cirillo erinnern, von dem wir bei Gelegenheit des außerordentlichen Lotteriegewinstes, welchen kürzlich ein Hutmacher unsrer Stadt machte, des ausführlicheren zu sprechen Gelegenheit hatten. Damals haben wir erwähnt, daß dieser Priester plötzlich aus Neapel ver-

schwand, ohne daß man seitdem wieder etwas von ihm gehört hätte. — Schon damals wurde behauptet, es sei dem Manne ein Unglück zugestoßen; heute nun sind wir in der Lage, ein sonderbares Vorkommnis mitzuteilen, das jenen Stimmen recht zu geben scheint.

„Wie? wird man fragen. Sollte man seinen Leichnam gefunden haben?

„Nein.

„Ist man einem Komplott gegen ihn auf die Spur gekommen?

„Nein.

„Hat man einen des Mordes Verdächtigen verhaftet?

„Auch das nicht. Aber es ist Don Cirillos Hut zum Vorschein gekommen.

„Ein Hut! — Und das ist alles?

„Alles. — Und genug ... es klingt wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht, und doch ist es die reine Wahrheit ...“

Folgte die Anführung der Thatsachen in der Weise, wie sie der „Popolo Cattolico“ gebracht hatte, jedoch ohne daß letzteres Blatt angeführt worden wäre. Der Artikel schloß mit den Worten:

„Wir haben einen unsrer Reporter nach Santafusca geschickt, um dort Näheres zu erfahren, und werden seinerzeit nicht versäumen, unsre Leser über diese absonderliche und verwickelte Geschichte auf dem Laufenden zu halten.“

Lange dauerte es, bis U Barone den Sinn dieser Worte aufzufassen vermochte und das Bewußtsein der Gefahr ihm durch die dichten Dämpfe der Trunkenheit

aufblitzte. — Eine Macht, stärker als die Vernunft, stärker als der Zufall selbst, schien es eigens auf ihn abgesehen zu haben. . . . Er fühlte eine Blutwelle heftig in seine Schläfe emporsteigen; gleich darauf machte ihm eine Gallenergießung den Mund bitter. Und unvermittelt, urplötzlich überkam ihn ein Anfall von Raserei. Er zerriß wütend das Blatt in kleine Stücke, die er sich in den Mund stopfte und zerbiß. Er sprang empor, taumelte, zerbrach einige Spiegelscheiben und rollte, brüllend wie ein wildes Tier, unter den Tisch . . .

Ein furchtbares Durcheinander entstand. Kreischend wie junge Adler flohen die erschrockenen Mädchen nach allen Richtungen, während die auf den Lärm und die Rufe herbeigeeilten Diener den Betrunkenen hinaustrugen. Sein Körper war starr und hart wie der eines Epileptischen nach dem Anfall.

Neunzehntes Kapitel.

Sie haben ihn.

Als der Baron aus der bleiernen Betäubung erwachte, in welche ihn die vereinigte Macht des Weines und des Schreckens geworfen, hatte er Mühe, sich in das Bewußtsein der Situation zurückzuversetzen. Mit Staunen sah er sich in einem fremden Bette, angekleidet, mit verbundenem Kopfe und Arm; mit Staunen sah er unter seinen Fenstern das Meer sich breiten.

Es hatte Zeiten gegeben, wo derlei Abenteuer ihm Freude gemacht; aber die Tage waren vorbei, wo der junge, brillante Santafusca, zu Tode verwundet in einem Duell, sich beim Aufwachen weichgebettet im Hause einer gütigen Fee gefunden.

O, sie war lange vorüber, die schöne Zeit der Feen!

Beim Anblicke der flimmernden, glitzernden Meeresfläche begann ein Schimmer der Erinnerung in ihm aufzudämmern; und hinter dem Schimmer dämmerte allgemach das Bewußtsein empor. Aber es war ein unbestimmtes, verworrenes Bewußtsein, in welchem sein Prete eine vage, traumhafte Rolle spielte. Was ihn dann gänzlich erweckte,

war ein stechender Schmerz, der ihm von Zeit zu Zeit dolchartig die Herzgegend durchbohrte.

„Befehlen Eccellenza vielleicht etwas?" fragte ein livrierter Diener, der, einen Samtvorhang hebend, lautlos eingetreten war.

„Wo bin ich?"

„In der Favorita, Excellenz. Mein Herr, der Marchese di Spiano, läßt um Entschuldigung bitten; dringende Angelegenheiten haben ihn in die Stadt berufen. Er wird heute abend wieder hier sein."

Ah! Die Favorita ist das! ... Ha, ich erinnere — erinnere mich. Aber was ist eigentlich mit mir geschehen, guter Freund?"

„Euer Excellenz haben sich plötzlich sehr übel gefühlt."

„Richtig, richtig! Ich weiß. — Der Champagner war schuld daran. Dieser brave Mann, der königliche Stallmeister, hat da ein Weinchen gestohlen ... ein Weinchen. ... Genug! — Solche Sachen kommen zuweilen vor, nicht wahr, mein Bursche?"

Der Bediente verneigte sich mit einem Lächeln, welches andeuten sollte, daß er derartige Widerwärtigkeiten mit dem gehörigen Mitgefühl zu beurteilen verstehe.

„Der Herr Marchese bittet, nur frei zu bestellen, was immer Sie brauchen."

„Gut, dann fangen wir mit einem Kaffee an. ... Aber erst sage mir: Habe ich lange geschlafen?"

„Von gestern bis zu diesem Augenblick — und es ist zehn Uhr."

„Sapperlot! ... Dem Wein muß Morphin zugesetzt

gewesen sein. Und der Marchese wird, sagst du, heut abend wieder da sein?"

„Zu dienen. Er mußte nach Neapel, um einiges in Ordnung zu bringen ... ich glaube, mit Bezug auf das morgige Rennen."

„Richtig!" — Ich hatte ganz vergessen, daß morgen der große Tag ist. — Und die Damen von gestern?"

„O, die sind gleich darauf fort."

„Nun sag mir noch eins: Warum bin ich am Kopfe und der Hand verbunden?"

„Eccellenza sind in die große Spiegelscheibe des Balkons gefallen und haben sich Schnittwunden zugezogen. Der Fußboden ist eben so glatt ..."

„Teufel! — Da war schon nicht mehr Morphin — da war Tollkirsche darin.... Bring mir den Kaffee!"

Il Barone setzte sich im Bett auf, befühlte sich den Kopf, die Hand. Es waren nur Abschürfungen. Oft genug war es ihm schlechter gegangen. ... Schließlich war es kein großes Unglück, nach achtzehnstündigem gesunden Schlaf in einem hübschen Lusthaus am Ufer des Meeres zu erwachen! ... Nun, da der gute Freund Spiano schon so liebenswürdig war, so gedachte er seine Güte auch auszunutzen und in der Favorita zu bleiben, bis er von Neapel ein anständigeres Kostüm sich besorgt haben würde; denn er war aus der Orgie in einem Zustand hervorgegangen wie ein Hund aus der Kirche: über und über besudelt mit Blut und Wein.

„Blut und Wein! ... Welch ein gefundener Titel für einen Feuilletonroman!" — fuhr es ihm durch den Kopf. Und aus der Vorstellung „Feuilleton" entwickelte

sich unverweilt jene des „Piccolo“ und seiner famosen Hutgeschichte.

War es Wirklichkeit gewesen oder nur der Traum eines Trunkenbolds?

Der Diener trat mit dem Kaffee ein.

„Es scheint, daß morgen ein enormer Zulauf sein wird,“ plauderte der Baron mit unbefangener Miene. „Man erwartet, prachtvolle Equipagen zu sehen. Der Sebetopreis beträgt dieses Jahr dreitausend Lire, der Preis des Ministeriums zweitausend. — Ich habe auch gehört, daß auf die Andreïna stark gewettet wird. Der Herr Marchese hat Glück. Voriges Jahr hat er auf den Rodomonte achttausend Lire gewonnen, den Preis des Principe d'Ottaiano... Ein Mordspferd, meiner Treu, der Rodomonte. Welcher Kopf!... Sag, hast du den ‚Piccolo‘ von gestern?“

„Ich will nachsehen. Ich glaube, er muß da sein.“ Der Mann schenkte den Kaffee ein uud entfernte sich.

War's ein Traum gewesen, oder war sie wirklich im „Piccolo“ gestanden, die Geschichte von einem Hut, den Don Antonio in einer Schachtel an einen Neapolitaner Hutmacher geschickt haben sollte? Es wäre ja nicht das erste Mal gewesen, daß er so verrücktes Zeug geträumt. Seine Phantasie kannte seit langem keinen Schlummer mehr; und man weiß ja, daß Träume nichts sind als Flickwerk aus den Abschnitzeln unsrer Gedanken. . . . Gläsernen Blickes starrte Il Barone in die Kaffeetasse, als hoffte er, den Schlüssel des Rätsels aus dem Porzellan ihres Grundes herausbohren zu können.

Der Bediente brachte ein zerfetztes Zeitungsfrag-

ment; es war alles, was vom gestrigen „Piccolo" übrig-geblieben war.

„Gib her, laß sehen, was mit diesem Rennen los ist!"

U Barone begann die Stücke auf seiner Bettdecke zusammenzusetzen. Es dauerte nicht lange, so grinste ihm die fettgedruckte Ueberschrift entgegen:

DER HUT DES PRETE.

Also war es doch wahr! ... — Nicht Traum ... nicht Alkoholdelirium ... die schreckliche Wahrheit.

Der Mokka hatte die letzten Nebel aus seiner Hirnschale vertrieben. — Obgleich vom Blatte hie und da ein Stück fehlte — der Bericht war fast vollständig da. Er konnte ihn deutlich lesen, mit der Hand befühlen. Er schlief nicht mehr. Es konnte von einer Halluzination keine Rede sein. Er erinnerte sich klar und genau, daß es dieses selbe vermaledeite Blatt gewesen, welches ihm den Wein, das Blut so wütend zu Kopfe getrieben.

Wein und Blut — nicht mehr ein Romantitel war's, nein, die gräßliche Geschichte seines Lebens. Und diese Geschichte wollte kein Ende nehmen. Dieses Leben — es war nur eine beständige Aufregung — eine ununterbrochene Angst — — er hielt es nicht länger aus. Hinter seinem Rücken fühlte er's fortwährend entstehen, Gestalt annehmen, das Gräßliche. Er hörte seinen huschenden Schritt ... fühlte seinen Atem im Nacken ... Und wenn er es fassen ... begreifen wollte, so tappte er in die Luft ... ins Wesenlose — — —

Wie der Hut aus den Tiefen des Meeres heraus in eine versiegelte Schachtel und in dieser bis in die

Hände des Staatsanwalts hatte gelangen können, das war ein Geheimnis, auf dessen Ergründung er wohl ein für allemal verzichten mußte. Sollte es am Ende doch über der Materie und der Vernunft noch eine wirkende Kraft, einen Arm geben, der stärker war als Vernunft und Materie zusammengenommen ist? Und sollte es dieser Arm gewesen sein, der bis in den Abgrund getaucht wäre, um sein Verbrechen hervorzufischen?

„Nein, Santafusca, nein. Das wäre Transcendentalphilosophie. Die Erklärung ist einfacher. Entweder du hast einen Bock geschossen, den falschen Hut statt des rechten erwischt, oder aber der Staatsanwalt hat sich einen Bären aufbinden lassen."

„Denken ... argumentieren wir ruhig, um Gottes willen. Zwei Hüte hat der Prete nicht aufgehabt, ebensowenig als er zwei Köpfe hatte. Die Gerechtigkeit wird bald genug darauf kommen, daß sie auf dem Holzweg ist, und Prete Cirillo wird unverweilt in sein Nichts zurücksinken, sozusagen nach dem Gesetz der Schwere. — Oder aber ich habe mich geirrt: wohl; was kann da weiter Uebles für mich herauswachsen? Zugegeben: es ist ein Priesterhut gefunden worden. Was beweist das?"

Der Baron stellte sich vor, er wäre in einer Disputation mit dem Staatsanwalt begriffen.

„Was, Herr Staatsanwalt, können Sie daraus schließen?" — „Aber der Hut ist in der Umgebung von Santafusca aufgefunden worden." — „Sehr gut. Und weiter?" — „Und der Prete ist nirgends mehr gesehen worden." — „Wozu erzählen Sie das mir?" — „Es hat allen Anschein, daß er ermordet worden ist." —

„Mag sein. Aber inwiefern bin ich daran schuld, lieber Commendatore?“ — „Er ist in Ihrer Villa aufgefunden worden.“ — „Wer? Der Hut oder der Prete?“ — „Der Hut.“ — „Meine Villa ist jedermanns Villa, und Salvatores Ziegen sind dort mehr Herren als ich. Also langsam voran, wenn ich bitten darf. Ueberlegen Sie sich's doch ein wenig, bevor Sie so weitgehende Anklagen gegen einen Edelmann ... gegen eine der ältesten Familien des Reiches schleudern. — Uebrigens: wer ist dieser Prete? Ich habe ihn nie gekannt, nicht einmal gesehen. Dagegen habe ich mich zu beklagen, von der Sache nicht gleich in Kenntnis gesetzt worden zu sein, und protestiere gegen den Mißbrauch meines Namens in dieser Angelegenheit.“

Der Baron führte diesen Phantasiedialog, während er so gut als möglich seine Kleidung in Ordnung zu bringen trachtete. Und je weiter er in seiner, mit lauter Stimme geführten Selbstverteidigung vorwärts kam, desto mehr begann sich die Ueberzeugung in ihm festzusetzen, die er andern zugedacht hatte. Nein, er hatte nichts zu befürchten; und wäre er nur im stande gewesen, der Schrecken seiner Einbildungskraft Herr zu werden, so hätte er, das fühlte er, alles ruhig zu ertragen vermocht, selbst den Anblick des Toten.

Dieser Tote war der einzige, dessen Aussage er hätte fürchten müssen; aber einen Toten kann man nicht zum Sprechen bringen, selbst wenn man es zuwege bringt, seinen Hut auf dem Grunde des Meeres aufzufinden.

Andrerseits schien es ihm aber auch nicht rätlich, die Entwickelung der Angelegenheit unthätig abzuwarten.

Wegen eines Hutes in Schrecken zu geraten, war eine Dummheit, eine Handlung der Unzurechnungsfähigkeit; aber ebenso unsinnig wäre es gewesen, abzuwarten, bis die Zeitungen die Angelegenheit lang und breit getreten und schließlich die Nadel aus dem Heuwagen gezogen haben würden. Nachdem einmal der Name Santafusca genannt worden war, so mußte er sich umthun, die Stadt ablaufen, Aufklärungen fordern; ja, zum Staatsanwalt selbst mußte er eilen und von ihm authentische Auskunft verlangen, was denn an dem Gerede Wahres sei. Allzu große Zurückhaltung in einer Angelegenheit, bei der seine Ehre auf dem Spiele stand, konnte nicht anders als allgemein wundernehmen. Eine Rolle mußte er in dem Prozesse jedenfalls übernehmen, und wäre es nur die des Hausherrn gewesen ...

Jetzt hieß es vor allem eiligst nach Neapel fahren. ... Er wusch sich und fragte den herbeigerufenen Diener, ob er einen geschlossenen Wagen haben könnte, um unauffällig in die Stadt zu gelangen.

„Eccellenza brauchen nur zu befehlen."

„Nun, so wirst du dem Marchese sagen ... aber nein, in ein paar Stunden sehe ich ihn ja selbst."

Vor allem mußte er die Morgenblätter lesen, um, wenn nötig, gleich dementieren zu können.

„Dieses verdammte Zeitungspack!" knurrte er in sich hinein, während er, in eine Ecke des zweispännigen Gefährtes gedrückt, der Stadt zuflog. „Dieser verdammte gedruckte Klatsch! Wäre ich Herr, alle Journalisten ließe ich ersäufen ..."

Das feudale Blut der alten Santafusca wallte in

ihm auf, empörte sich wütend gegen jene demokratische Einrichtung, welche das Fraubasengeschwätz der Fischweiber auf gedruckten Blättern verewigt. Auf keine andre Gewähr hin als ein „man erzählt sich ..." druckt man Dinge, die niemand sagt, niemand sagen oder auch nur sagen hören möchte ...

Auf der ganzen Fahrt knüpfte er im Geiste einen Zeitungsschreiber nach dem andern auf. — In der Stadt angelangt, gab er dem Kutscher ein Trinkgeld und rannte nach Hause, um sich anständig zu machen. Maddalena öffnete ihm mit ihren alten Phrasen, welche er gar nicht mehr hörte, so gewohnt war er sie. Während des Anziehens wiederholte er bei sich seine Verteidigungsrede, und bestärkte sich dabei in der Ueberzeugung, daß er weder von Gott noch den Menschen etwas zu fürchten habe.

Dann begab er sich nach dem Klub, um Vico di Spiano, der dort zu frühstücken pflegte, seine Entschuldigung vorzubringen. Es war dies auch die einfachste Art, um die Morgenblätter zu lesen.

Im Augenblicke, da er über die Schwelle schritt, hörte er den Portier zu Raffaello sagen:

„Sie haben ihn schon."

„Wen?" fragte der Baron hastig, gerade als wäre das Wort an ihn gerichtet gewesen.

„Den Mörder des Prete, Eccellenza!"

Zwanzigstes Kapitel.

Der Mörder des Prete.

Er hatte noch kaum Zeit gehabt, den Sinn dieser Worte aufzufassen, als er viele Stimmen durcheinanderrufen hörte: „Da ist er! da ist er!" und hereingeeilt kamen Usilli, di Spiano und andre Herren, welche hinter ihm die Treppe heraufgekommen waren. Sie umdrängten ihn und erkundigten sich angelegentlich nach seiner kostbaren Gesundheit.

„Nun, was ist denn mit dir? — Bist du wieder wohl? — Ja, was war denn eigentlich los?"

„Hat der Hummer so gewirkt?"

„Euer infamer Champagner hat gewirkt und sonst nichts!" sagte der Baron, indem er rechts und links Händedrücke austauschte.

„Die Sache ist sehr einfach," sagte Usilli. „Die Languste fand sich unbehaglich, weil sie in einem fremden Element schwimmen mußte."

„Thut mir herzlich leid, lieber Marchese," entschuldigte sich der Baron. „Die Spiegelscheiben und den Skandal werde ich zahlen."

„Hast du dir sehr wehe gethan?“

„Nicht der Rede wert. Ein paar Hautwunden, das ist alles. Du weißt, wir sind Dickhäuter. . . .“ Er schlug eine geräuschvolle Lache auf, welche jovial klingen sollte, aber unheimlich herauskam.

Spiano wandte sich an einen der Umstehenden. „Conte,“ sagte er, „ich habe die Ehre, Ihnen vorzustellen den Baron Coriolano di Santafusca, einen alten Patrioten und meinen langjährigen Freund. Und dir, lieber Freund, stelle ich vor den Conte Ignazi aus Rom, der seinen berühmten Lazio zum Rennen hergebracht hat.“

„Den Sieger vom letzten römischen Derby?“

„Denselben. . . . Und hier ist Conte Stagni aus Urbino, der schon seit einigen Tagen als lieber Gast bei mir weilt.“

„Freut mich außerordentlich!“

„Entzückt!“

Die Herren drückten sich die Hände und ergingen sich eine Zeitlang in den gebräuchlichen gegenseitigen Beräucherungen. Conte Stagni behauptete, den Baron zu erkennen; er wollte ihn vor ein paar Wochen auf einer kleinen Eisenbahnstation in der Nähe von Neapel gesehen haben.

„Kann sehr leicht sein,“ sagte Santafusca kalt.

„Ich befand mich gerade auf der Rückfahrt von einem Ausfluge nach Pompeji, als mir ein Herr auffiel, der im vollen Laufe den Bahnhof zu erreichen trachtete.“

„Sie müssen ein vorzüglicher Physiognomiker sein,“ meinte der Baron, dem während des ganzen Gespräches jener eine Satz im Kopfe herumgegangen war, den er im

Vorzimmer aufgeschnappt: „Sie haben den Mörder des Prete verhaftet."

„Du frühstückst doch mit uns, Baron?"

„Gern. Aber vorher muß ich noch einen Blick auf die Zeitungen werfen . . ."

„Apropos," rief Usilli. „Weißt du, daß dein Santafusca im Begriff steht, eine Weltberühmtheit zu werden? Sie haben den Mörder erwischt."

„Welchen Mörder?" fragte der Baron fast barsch.

„Lies nur! Das Ganze steht haarklein in den Zeitungen. . . . Ihr müßt wissen, ich schwärme für alle Kriminalgeschichten; wäre ich nicht als Graf geboren, meiner Treu, ich würde Polizeikommissar geworden sein . . ."

Während alle über diese starke Behauptung lachten, drückte sich der Baron ins anstoßende Lesezimmer, wo auf einem großen Tische eine Unzahl von Journalen auflagen.

Er riß eines nach dem andern mit nervös zitternder Hand an sich — zum Glück war er allein —, bis er endlich in einem, auffallend gedruckt, die Artikelaufschrift fand:

„Abermals Prete Cirillo."

„Wir müssen," hieß es in der Notiz, „wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen, denn unsre geheimen Nachforschungen haben uns zu der Ueberzeugung gebracht, daß der Legende vom Prete Cirillo für immer ein ausgezeichneter Platz in den Jahrbüchern der Justiz vorbehalten ist.

„Wenn auch an betreffender Stelle bis jetzt, vielleicht aus Eifersucht, ein trappistisches Schweigen beobachtet

wird, so gibt es doch, wie man weiß, für einen guten Reporter weder Schloß noch Riegel.

„Obgleich sich daher die Sache noch ausschließlich in der Hand des Cavaliere Martellini*), dieser Zierde unsres Forums, befindet — welchen, nebenbei gesagt, die Hohepriesterschaft der Themis nicht hindert, einen nicht minder eifrigen Kultus dem edlen Schach, sowie den edlen Schönen zu weihen —, so sind wir doch schon jetzt in der Lage, einige interessante Einzelheiten über die bisherigen Ergebnisse der Untersuchung mitzuteilen.

„Man weiß, daß Don Antonio, der Pfarrer von Santafusca, derselbe, der die famose Hutsendung in Scene gesetzt, in einem Verhör Aussagen gemacht, welche die Justiz in den Stand setzten, ihre Spürhunde (sit venia verbo!) auf die Fährte der Missethäter loszulassen.

„Und richtig: über Nein und Ja hatten sie auch schon einen. Es ist dies ein gewisser Giorgio, der in der Falda eine Tavernenwirtschaft unter dem pompösen Namen „Zum Vesuv“ betreibt. Derselbe — nämlich der Wirt, nicht der Vesuv — hatte Don Cirillos Hut; das heißt, er hatte ihn nicht mehr, und es war auch nicht Don Cirillos Hut, sondern ein andrer. Aber das thut nichts... Den Hut, ob nun echt oder unecht, wollte der Mann (und hier beginnt das Geheimnisvolle an der Sache) einem gewissen Jäger abgetreten haben, welcher sich eines Tages im Wirtshause eingestellt und den Filz im Namen Don Antonios reklamiert haben sollte.

*) Cavaliere, bekanntlich in Italien kein Adelsgrad, sondern ebenso wie Commendatore ein vielangestrebter und vielgebrauchter, mit dem Besitz eines Ordens verbundener Personaltitel.

„Daß dieser Jäger kein bloßes Luftgebilde ist, bekräftigen die Aussagen mehrerer Bauern, sowie einiger Maurer der Umgegend. — Aber niemand weiß anzugeben, woher die betreffende mysteriöse Persönlichkeit gewesen, wohin sie nach vollführter Mission so spurlos verschwunden sein kann.

„Zum Glück hat die Polizei lange Beine; und bei dem umsichtigen Eifer des Cavaliere Martellini kann man mit Sicherheit annehmen, daß bald mehr Licht in die Sache kommen wird, um so mehr, als man dem Jäger bereits auf der Spur und alles so eingerichtet ist, daß er der strafenden Hand kaum mit jener Sicherheit entrinnen wird, mit der aller Wahrscheinlichkeit nach seine Hasen ihm entrinnen.

„Der Humor von der ganzen Geschichte ist, daß man jetzt anstatt eines Hutes zwei hat. Ein Hut mehr, ein Prete weniger. . . . Nun, man wird ja sehen.

„Unnötig zu erwähnen, daß das gute Volk von Neapel sich der Mordgeschichte mit Leidenschaft bemächtigt hat, und die alten Weiber wütend den Terno: Priester, Hut, Jäger setzen. So ist es keineswegs unmöglich, daß dieser Letzte der Hexenmeister der Staatskasse noch nach seinem Tode einen letzten ausgiebigen Aderlaß beibringt . . ."

Die Zeitung war der alte „Omnibus", und der Artikel war mit Cecere gezeichnet; ein Name, dessen Besitzer für den Augenblick jedenfalls Ansprüche darauf machte, ein geistreicher Plauderer zu sein.

*　　*
*

„Wir könnten eine gemeinsame Wette auf Andreïna arrangieren, wenn nämlich auch Santafusca mitthut."

„Wozu?“ fragte der Baron, der beim Eintritt der Herren zusammengefahren war und sich bemühte, das Blatt unter den übrigen Zeitungen auf dem Tische zu verbergen.

„Es handelt sich darum, für Andreïna gegen Lazio, für Neapel gegen Rom . . . für den Sebeto gegen den Tiber einzustehen. Und du bist wirklich zu stark im Glück, Santa, um nicht ein paar Tausender daranzuwagen.“

„Wozu?“ wiederholte eigensinnig der Baron, der düster dasaß, die flache Hand auf dem Blatt, den Blick ins Leere gerichtet.

„Usilli!“ ertönte di Spianos Stimme aus dem andern Saal herüber.

Der Baron blieb allein mit Conte Ignazi, der sich verpflichtet glaubte, einige Höflichkeitsphrasen mit ihm zu wechseln.

„Sie sollten einmal zu den Fuchsjagden in der Campagna herüberkommen, Baron.“

„Jawohl.“

„Sind Sie Jäger?“

„Ich?“

„Wird hierzulande viel Sport getrieben?“

„Ach was!“

„Wir Römer pflegen ihn leidenschaftlich. Noblesse oblige, wissen Sie.“

„Versteht sich, versteht sich . . .“

Zum Glück kam Usilli zurück. Mit seiner gewöhnlichen elektrischen Lebendigkeit forderte er beide auf, in das Nebenzimmer hinüberzukommen, wo eben di Spiano bemüht war, eine Anzahl Freunde zu Wetten auf Andreïna zu überreden.

Die Diskussion wurde mit größtem Eifer betrieben. Alle sprachen durcheinander, von Turf, Pesage, Start, Canter, von schönen Pferden und schönen Weibern, mit all dem Feuer, welches diese Art Gespräche in dieser Art Herren zu entzünden pflegt.

Die meisten waren jung, lebenslustig, durstig nach Freuden und Auszeichnungen. Einige Offiziere in glänzenden Uniformen waren auch in der Gesellschaft. Die einen saßen mit baumelnden Beinen auf dem Tische, die andern lagen auf den Sofas herum oder ritten auf den Stühlen. Ein starker Cigarrenrauch machte die dicke Atmosphäre noch schwüler ...

Der Baron blieb fast unbeachtet im Kreise dieser glänzenden Jugend, welche von allen Gegenden Italiens herbeigekommen war, um den Glanz der heimischen Aristokratie zu vertreten. Er genoß einen Augenblick der Ruhe und konnte mit Muße seinen Gedanken nachgehen.

Seine Thatkraft war, das fühlte er, nunmehr erschöpft. Zu ungleich war der Kampf zwischen dem Lebenden und dem Toten ...

Der Prete war stärker als er.

Erschlagen, verscharrt, zerquetscht wie er war unter der doppelten Wucht eines Sandhaufens und eines gewaltigen Steinblockes, hatte der Prete dennoch Mittel gefunden, einen Boten ans Licht zu senden ... seinen Hut. Diesen Hut hatte er, der Baron, vergebens in den Tiefen des Meeres zu ersäufen versucht; der Arm des Prete war allzu lang ...

„Ha, bei Gott! ... Genügt es nicht mehr, einen Menschen mit zwei fürchterlichen Keulenhieben aufs Genick

zu erschlagen; reicht das ganze Mittelländische Meer nicht aus, um ein Geheimnis zuzudecken; bedeutet einen Menschen umbringen so viel als ihn lebendiger machen als vorher; heißt ihn in einer Zisterne verscharren so viel als bewirken, daß eine ganze Stadt, eine ganze Presse, die Behörden, der Telegraph, die Barbier- und Lotteriestuben sich mit nichts andrem mehr beschäftigen als mit ihm; kann so was in der Welt vorkommen — bei Gott! dann ist es ein Beweis, daß Vernunft nicht mehr Vernunft, Wahrheit nicht mehr wahr ist, dafür aber wahr alles andre, und am meisten das Unmögliche . . . das Unsinnige; daß das All nichts ist, und das Nichts alles..."

Diese Schlußfolgerung des Barons Santafusca wurde mit einem höhnischen Gelächter aufgenommen. Oder vielmehr es kam ihm so vor, und er begann gegen diese taktlosen Jungen einen wirklichen Haß zu fassen. . . . Er that ihnen unrecht.

Es war nur Usilli, der ein paar galante Anekdoten mit so schelmischem Humor vorgetragen, daß er die Fensterscheiben selbst zum Lachen gebracht hätte. . . . Aber Santafusca erhob sich mit der Miene eines Tiefgekränkten und verließ, ohne jemand zu grüßen, den Saal und den Klub.

Hastig stürzte er die Treppe hinab und rannte in einem Atem bis zum Gerichtspalast, in der Absicht, unverweilt den Cavaliere aufzusuchen. Er kannte ihn vom Schachklub her, wo der geschätzte Richter eine leitende Rolle spielte.

Unterwegs glaubte er zu bemerken, daß die Zeitungsjungen eine ungewöhnliche Menge Nummern absetzten.

Viele Fiakerkutscher saßen auf ihren Böcken mit der Zeitung in der Hand; alle diese Leute lasen ohne Zweifel die Geschichte vom Hut und dem Jäger.

Und plötzlich schien es ihm, als sehe er diesen Jäger leibhaftig hinter der Spiegelscheibe eines glänzenden Konditorgeschäftes stehen. . . . Mit einem Ruck hielt er im Lauf inne, als hätte sich plötzlich ein Abgrund vor seinen Füßen aufgethan, und betrachtete mit entsetzenstarrem Blick sein eigenes Bild . . .

Trotz des veränderten Kostüms mußte dieses Gesicht, das Gesicht des vielbesprochenen Jägers, sich dem Gedächtnis Giorgios von der Falda und jener zwei Landleute tief eingeprägt haben; ganz besonders das wilde, glänzende Auge und dieser kohlschwarze, mächtige Vollbart. War es doch dem Conte Stagni von einem flüchtigen Augenblick des Sehens her unvergessen geblieben. Stellte ihn Cavaliere Martellini so dem Angeklagten gegenüber — unmöglich konnte der Mann ihn nur einen Augenblick lang mißkennen. Mochte er auch noch so kühn lügen, ja bis zum Meineid gehen — auf dem Punkte, auf dem er angekommen war, war schon der Verdacht, ja der Schatten eines Verdachtes zu viel.

Was sollte er thun? Er konnte den Blick nicht von jener Gestalt wegheben, welche ihm jenseits der Scheibe symmetrisch gegenüberstand. . . . War es Zufall — war es ein geheimer Instinkt, was ihn zu Granellas Barbierstube hinbrachte?

Auch diesmal begünstigten die Umstände die Absichten des vornehmen Sportsman. Das letzte Londoner Herrenmodebild zeigte als das Nonplusultra von sportlicher

Eleganz einen roten, eng um die Taille schließenden Leibrock, Jagdstiefel, lichte Beinkleider und als Barttracht einen sogenannten Derbybart mit zwei schmalen Bartstreifen auf den Wangen bei sonst glattrasiertem Gesicht.

Granella, der stets auf der Höhe der Wissenschaft Stehende, bedurfte keiner besonderen Weisungen, um aus dem Baron Santafusca den angelsächsischsten aller Neapolitaner zu machen.

„Auch der Principe d'Ottaiano hat dem morgigen Derby zuliebe seinen schönen Bart à la Palmerston geopfert! — Gerade in solchen Dingen zeigt sich der echte Sportsman! Wer der Eleganz kein Opfer zu bringen im stande ist, der vermag auch der Schönheit und der Liebe keines zu bringen. — Voilà, Monsieur! . . . Wenn morgen der Herr Baron von Santafusca Triumphe feiert, so wird auch seinem hairdresser ein Teil des Verdienstes gebühren . . .“

Granella englisch parlieren zu hören, erheiterte den Baron so, daß er herzlich lachen mußte. Er besah sich im Spiegel und freute sich innerlichst über seine Verjüngung. In der That, der fatale Jäger hatte unter den Händen des ersten hairdresser der Stadt sein Leben ausgehaucht. In dem eleganten Sportsman da würde Giorgio von der Falda den Neffen Don Antonios nie und nimmer erkennen . . .

Diese Ueberzeugung gab seinem Herzen einige Ruhe wieder; und in der Absicht, wie das letzte Mal, aus Granellas geschwätzigem Munde die Stimmung des Publikums zu hören, fragte er ganz leichthin, während er sich vor dem Spiegel die Krawatte zurechtzupfte:

„Nun, und der bewußte Prete?“

„Welcher Prete?“

„Der vom Terno. Haben sie ihn gefunden?“

„Hm, das ist eine verwickelte Geschichte geworden; und ich wage zu behaupten, daß die Dame Justitia diesmal auf einen Holzweg geraten ist.“

„Wieso?“

„Weil sie in der Meinung, den Missethäter in den Krallen zu halten, dem wahren Schuldigen Zeit läßt, sich in aller Gemächlichkeit ins Sichere zu bringen.“

„Das soll heißen —“

„Es ist nicht, um zu prahlen, Eccellenza; aber da ich die Ehre habe, auch den Cavaliere Martellini zu bedienen, der die Untersuchung führt, so bin ich in der Lage, manches zu wissen, was die Zeitungen nicht wissen können.“

„O, o!“ rief der Baron, der, vor dem Spiegel stehend, zum zweitenmal den Knoten seiner Krawatte auflöste.

„Wir plaudern zuweilen darüber, ich und der Cavaliere. Er ist, ich leugne es nicht, ein feiner Kopf und kennt sein Handwerk wie nur einer; aber doch passiert es ihm manchmal, die Ameise auf der Spitze der Stange zu sehen und den Elefanten vor seinen Augen nicht.“

„Aha. Nun, laß hören!“

„Der Prete — ich meine, der lebendige; nicht der tote! — soll ausgesagt haben: erstens, daß er niemals einen Jäger nach der Falda geschickt hat, um einen Hut zu reklamieren; zweitens, daß er keine Verwandten, also auch keinen Jägerneffen hat; drittens, daß der Hut, welchen er an Filippino eingeschickt hat, neu, seiner aber

alt und abgenutzt war, daß somit der arme Teufel, welcher da als Mörder im Gefängnis schmachtet, nicht einmal den Hut, geschweige denn den Prete selbst berührt hat. ... Das ist doch klar, wie? ... Und doch wird noch immer hin und her verhandelt; die Journale bringen spaltenlange Berichte; und mittlerweile entwischt der Jäger nach Amerika."

„Du glaubst also wirklich, daß der der eigentliche Schuldige ist?"

„Ich zweifle nicht mehr daran, als ich zweifle, daß Euer Excellenz morgen der eleganteste Kavalier von Neapel sein werden. ... Zu viele Zeugen haben ihn gesehen. Da ist unter andern auch ein Bahnwärter, welcher angibt, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, der bewußte Jäger bei seinem Häuschen das Geleise überschritten hat und mit dem Zug nach Neapel gefahren ist. Er hatte eine Jagdtasche um. In der Jagdtasche aber war bekanntlich der Hut des Prete. ... Der Jäger hatte offenbar das größte Interesse daran, einen Gegenstand verschwinden zu lassen, den der Zufall, nämlich der gewisse Terno, in aller Mund gebracht hatte. Der Teufel hilft freilich seinen Kindern ... aber nur bis zu einem gewissen Punkte ..."

„Genug — wir werden sehen!" sagte der Baron, dem das Geschwätz lästig zu werden begann. „Ich sehe voraus, daß auch ich in der Sache werde belästigt werden, Santafuscas wegen. Aber nur morgen sollen sie mich in Ruhe lassen."

„Sollten Sie nicht zufällig mit dem Cavaliere bekannt sein?"

„Ich kenne ihn sehr gut. Wir treffen uns mitunter im Schachklub.“

„Dann könnten Sie ihm ja ein paar Zeilen schreiben!“

„Das ist eine Idee! — Meiner Treu, an dir ist ein Advokat verloren gegangen.“

„O, ich bin überzeugt, daß ich dem Beruf gewachsen gewesen wäre. Feuer gefällig?“

Granella rieb ein Streichhölzchen an und hielt es hoch, bis der Baron seine Cigarre angezündet hatte. Dann lief er zum Vorhang, den er hob, und mit seiner Serviette wie mit einer Peitsche knallend, sagte er in seinem Neapolitaner-Englisch: „Got bai!“

„Ein guter Einfall, in der That!“ wiederholte bei sich der Baron, während er durch die Straßen schlenderte und sich freute, nicht mehr den Jäger in den Schaufenstern neben sich hergleiten zu sehen. Zum drittenmal war die Hoffnung in ihm erwacht, und die Schreckbilder der geängsteten Phantasie begannen vor der Systematik eines klaren Ideenganges zu weichen.

Also auch diesmal war er vor einem bloßen Schemen erschrocken!

Wenn der Jäger der einzig Schuldige war, was hatte von nun an der Baron von Santafusca zu befürchten? Die Ansicht Granellas war die Ansicht aller Welt und wahrscheinlich sogar die des Herrn Untersuchungsrichters. Alle Zeugen schienen sich verschworen zu haben, um den unglückseligen Jäger möglichst zu belasten; diesen Jäger, der heute mit dem „elegantesten Kavalier von Neapel“ nichts, aber gar nichts mehr gemein hatte.

Unter dem Einfluß dieser Reflexionen gelangte er

dahin, Augenblicke zu haben, in welchen er beinahe selbst an die Existenz des Jägers glaubte. Er trat in ein Kaffeehaus und warf folgende Zeilen an den Cavaliere Martellini auf eine Visitenkarte, mit pompöser Baronskrone darauf, nieder:

„Lieber und liebenswürdiger Cavaliere!

„Soeben entnehme ich einem Bericht über den Hutprozeß, daß der Name meines Stammhauses, der gleichzeitig der meine ist, in unliebsamer Weise darein verwickelt ist. Auch hat mir der Gemeindesekretär geschrieben, daß die Heiligkeit meines Hauses verletzt worden. Ich bereite einen scharfen Protest vor, werde aber dem Cavaliere Martellini gerne vergeben, wenn er mich nur nicht unter die Zeugen des morgigen Tages einreiht. Noch dankbarer wäre ich ihm für einen gänzlichen Dispens, denn ich habe einen Ausflug nach Paris vor. Nichtsdestoweniger immer zu schuldigem Gehorsam bereit — ganz wie Don Abbondio."

* * *

Der Cavaliere, der in hohem Grade das besaß, was man Welt nennt, und in der Gunst der Aristokratie schwamm wie eine Forelle in frischem Quellwasser, beeilte sich wie folgt zu antworten:

„Eccellenza!

„Ist eine Heiligkeit verletzt worden, so werden wir Versöhnungsopfer bringen. Was nun Eurer Excellenz Verhör betrifft, so hoffe ich, daß ich auf dasselbe werde verzichten können, da der Prozeß der nötigen Grundlage ermangelt und voraussichtlich damit enden wird, daß die Staatsanwaltschaft von der Klage absteht. Jedenfalls aber wünsche ich für meine eigene Person zu lebhaft, den Rennen beizuwohnen, als daß ich mich dazu verurteilen

könnte, im Gerichtszimmer zu sitzen und Sie zu vernehmen, während draußen die Andreïna den armen Lazio um zwei Kopflängen schlägt. Heute muß jeder gute Neapolitaner auf Andreïna schwören. — For ever!“

* * *

„Gut, gut!“ sagte der Baron. Und er nahm sich nicht einmal die Mühe, die Abendblätter zu lesen. Er war selbst erstaunt, sich so beruhigt und zuversichtlich zu sehen.

Eine schwere Last war von seinem eigenen auf das Gewissen eines Doppelgängers, eine Emanation seiner selbst, eines wohlwollenden Schattens abgewälzt, der sich zwischen das Opfer und den Mörder eingeschoben hatte. An diesen guten Jäger war er verpflichtet zu glauben, und wäre es nur aus Erkenntlichkeit gewesen . . .

Ja, zeitweise glaubte er aufrichtig und allen Ernstes an ihn, wie an eine Verdoppelung seines eigenen Ichs, oder wie das Kind an den Schatten glaubt, mit dem es Tänze aufführt. Er fühlte einen Drang, von ihm zu reden, als würde durch das häufige Besprechen dem Schattenbilde eine größere, eine wirkliche Wesenhaftigkeit zu teil. Es war ihm, als hülfe er so die öffentliche Meinung von der Wahrheit ablenken und alle Verantwortung einem ungreifbaren Schemen aufladen.

Diesem Bestreben widmete er den ganzen den Rennen vorangehenden Tag.

Wo immer er sich befinden mochte, im Klub oder im Kaffeehaus oder auf dem Turf, kurz, wo er nur das Gespräch auf den Prozeß des Hutes lenken konnte, that er es und setzte dabei seine Ideen mit einem solchen Eifer, einer so gründlichen Logik, einer so hartnäckigen

Beharrlichkeit auseinander, daß es schon langweilig wurde. Zuletzt wurde es den Leuten zu viel, und Usilli sagte ihm gerade heraus:

„Hör, mit deinem Hut hast du mir wahrhaftig schon den Hirnkasten in Trümmer geschlagen!“

Da er sich mit di Spiano, Usilli und andern Kavalieren zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen associiert hatte, bei dem viele Wetten auf dem Spiele standen, so mußte er den ganzen Abend und den folgenden Morgen hindurch herumrennen, fahren und reiten, jetzt zum Schneider, der den roten Rock noch nicht gebracht, jetzt zur Reitschule, dann wieder zu dieser oder jener Dame der Aristokratie, um die nötigen Vereinbarungen zu treffen.

In dieser fröhlichen Geschäftigkeit fand er den Lebensmut, die Lebhaftigkeit, Grazie und Eleganz seiner dreißig Jahre wieder. Niemals hätte der Cavaliere Martellini sich die Wohlthat vorzustellen vermocht, die er dieser armen Seele aus dem Fegefeuer mit seinem Billet erwiesen. Selbst die Principessa Palandes, die ihn seit langem nicht mehr zu Gesicht bekommen, fand ihn um zehn Jahre verjüngt.

Sie war noch eine sehr schöne Frau, diese Principessa, in der sich das Blut zweier alter italienisch-spanischer Geschlechter vermischt hatte. Schon in jungen Jahren Witwe geworden, hatte sie die Dreißig noch nicht erreicht und ihre Schönheit strahlte im vollen Glanze jener zweiten Jugend, welche in anmutigen Frauen eine vermehrte und verbesserte Auflage der ersten zu sein pflegt. Die Principessa, die nichts andres zu thun hatte, ließ sich mit Vorliebe den Hof machen und hatte dem Spruche: Audaces fortuna juvat schon mehr als eine eklatante

Bestätigung gegeben. Nun fehlte es dem Baron, wie wir gesehen, keineswegs an Initiative; er wußte sich so glücklich einzuführen und innerhalb weniger Minuten so tolles Zeug hervorzusprudeln, daß die Principessa sich ihn zum Kavalier erkor.

„Ich werde Sie, Principessa, im Wagen abholen."

„Und warum nicht zu Pferde?"

„Sei es zu Pferde, wenn es Ihnen lieber ist!" versetzte er, die Sporen zusammenschlagend.

„Sie werden mein fürchterlicher Ritter sein*)."

„Warum fürchterlich, Principessa?"

„Weil Sie ein wildes Brigantengesicht haben, das mir gefällt." Und die schöne Frau schlug ein lautes, wohlklingendes Gelächter auf. „Ist es wahr," fuhr sie fort, „daß einer Ihrer Vorfahren am — Galgen starb?"

„Als Bandit, ja; am Galgen, nein. Die Santafuscas lassen sich nicht hängen. Auf morgen also!"

„Kommen Sie zeitig."

Der Baron entfernte sich, halb und halb verliebt in die schöne Witwe. Dieses neue, köstliche Gefühl flocht sich wie ein goldener Faden in das düstere, zerfetzte Gewebe seines armseligen Lebens.

Am folgenden Tage gegen Mittag ritt der Baron, angethan mit einem glänzend roten Leibrock, eine Samtmütze mit einer großen Spielhahnfeder auf dem Kopfe, an der Seite seiner schönen Amazone nach dem Rennplatze.

*) Unwiedergebliches Wortspiel: Cavalier servente, cavalier terribile.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Beim Rennen.

Der Tag hätte nicht prächtiger sein können.

Der Zudrang von Equipagen aller Art, Four-in-hands, Mail-Coaches, Breaks, Coupés, Tilburys, die Zahl schöner Damen und großer Wetten überstieg alle Erwartungen.

Die Bookmaker machten glänzende Geschäfte, mehr als zweimalhunderttausend Lire waren engagiert.

Andreïna schlug Lazio um eine Pferdelänge; die Niederlage des Derbyfavoriten wurde ein glänzender Triumph für den Neapolitaner Rennstall, dessen Präsident der Marchese di Spiano war.

Unbeschreiblich war der Enthusiasmus der siegenden Partei; die edle Stute wurde mit einem Sturm von Applaus und Jubelgeschrei, mit Küssen und überschwenglichen Zärtlichkeitsbezeugungen empfangen; die Damen warfen ihr Blumensträuße zu. . . . Was die große Menge betrifft, so that sie, obgleich weniger hingerissen von einem Triumph, der sie so wenig anging, doch wacker beim Schreien mit. Die Verkäufer von Fruchtgetränken und

frischem Wasser, von Orangen, Gurken und japanischen Fächern hatten einen guten Tag.

Die Rückfahrt bot ein blendendes, betäubendes Schauspiel. Keine Feder vermöchte die Bewegung, das Stimmengewirr, die Farbenwirkung, das Gerenne und Geschrei, die überwallende Fröhlichkeit der Scene wiederzugeben, über die die licht- und duftgesättigte Atmosphäre einen märchenhaften Schimmer goß.

Das war ein gegenseitiges Zurufen, ein Begrüßen von der Höhe der Fuhrwerke, ein Durcheinanderwimmeln von Fußgängern und Reitern, ein kaleidoskopischer Farbenwechsel der Livreen, Federn, roten und grauen Röcke, Fächer, Sonnenschirme, Schleppen, wehenden Schleier, ein Glitzern von Brillanten und feurigen Augensternen.

Der Baron, verjüngt, gänzlich umgewandelt, hatte seiner Principessa die ganze Zeit über wütend den Hof gemacht und diese sich's gern gefallen lassen. Sie gedachte, mit ihm ein kokettes Spiel zu treiben, vielleicht in der Absicht, sich durch die Annahme seiner Bewerbungen an irgend einem treulosen Verehrer zu rächen.

Er seinerseits nahm ihr Augenspiel, ihr Lächeln, wie es gemeint war. Von jeher war es sein Prinzip gewesen, von den Weibern nicht mehr zu fordern, als sie geben wollen, und er hatte sich dabei stets wohl befunden.

Die Luft, das Licht, die Aufregung der Wetten und der Rennen, der Anblick all der Schönheiten riefen in ihm die heißen Instinkte des Mannes wach, der geboren war, das Leben zu genießen, ohne Rückhalt noch Beschränkung zu genießen.

„Eccellenza! . . . Eccellenza! . . . Sie sehen, wir haben Sie nicht belästigt!“

Cavaliere Martellini hatte es von der Höhe eines herrschaftlichen Break heruntergerufen, wo er, umgeben von einem Kranze schöner Damen, wie in einem Blumenkorb thronte, bemüht, die strenge Würde des Richters mit der lächelnden Liebenswürdigkeit des Weltmannes zu vereinigen.

„Danke! Danke!“ rief ihm der Baron nach und winkte mit der Hand.

„Danken Sie mir nicht zu früh, denn ich bin im stande, Sie verhaften zu lassen . . . samt Ihrer schönen Mitschuldigen!“ schrie der Richter, die Hände als Sprachrohr am Munde.

„Immer zu . . . immer zu! . . . Ich werde mich der Gewalt nicht widersetzen . . .“

Von der Höhe des Gefährtes her ertönte großes Gelächter; einen Augenblick später war alles in einer Staubwolke verschwunden.

„Warum spricht er von Verhaften, Baron?“ fragte die schöne Amazone.

„O, das ist so ein Spaß, der sich auf den gewissen Prozeß bezieht.“

„So ist es also wirklich wahr, daß in Santafusca ein Geistlicher ermordet worden ist? . . . Gestern abend noch hat mir der Conte Villi davon gesprochen. Welch garstige Geschichte! . . . Hat man den Mörder erwischt?“

„Man hat einen im Verdacht,“ antwortete der Baron, in die Luft starrend.

„Hier wenigstens kann es nicht heißen: ‚Cherchez la femme‘.“

„Nein; eher ‚cherchez le chasseur‘.“

„Sind Sie wirklich überzeugt, daß dieser mysteriöse Freischütz der Mörder ist?“

„Ebenso sehr, als ich überzeugt bin, daß ich Sie liebe.“

„Drei Tage haben Sie gebraucht, um mir das zu sagen.“

„Es ist eine Liebe mit dem erschwerenden Umstande des Vorbedachts.“

Die schöne Italo-Spanierin lächelte hinreißend. Dann ließ der Baron sein Pferd die Schenkel fühlen, und beide, die nunmehr das dichteste Gedränge hinter sich hatten, flogen in gestrecktem Trabe dahin, sich gegenseitig mit den Blicken spornend.

Ein frischer, gesunder Blutschwall goß neues Leben durch einen Organismus, der schon auf dem Punkte gestanden war, im Sumpfe der Gedankenfäule zu ersticken. Die Sonne über, ein gutes Pferd unter, die holde Liebe neben sich, welches höhere Glück könnte dieses Leben noch gewähren?

Das Leben des freien Mannes, Herrn seiner Gesundheit und seines Geldes, ist das irdische Paradies, das der alte Adam verscherzt hat. Was braucht jemand, der seine Eva und sein Paradies auf Erden besitzt, noch ein andres über den Wolken? Der Baron wollte gerne dieses Paradies über dem Dache den Armen im Geiste überlassen, denen es bestimmt ist.

Ein klares, kräftiges Bewußtsein seiner Lage wapp-

nete ihn für die letzte Schlacht, die ihm bevorstand. . . . Er begleitete seine reizende Amazone bis an ihr Haus; sie reichte ihm zum Abschiede die Hand, ihm mit deren Druck ein beredtes Versprechen zurücklassend. Dann kehrte er nach den Stallungen, zu Usilli und di Spiano zurück.

„Also brillanter Sieg, Santa!“ riefen ihm die Freunde entgegen.

„Wenn es Geld ist, nehmen wir's in Gottes Namen!“ erwiderte er gleichmütig.

Das Glück verfolgte ihn förmlich. Mit großen und kleinen Wetten hatte er heute wieder zwanzig- bis dreißigtausend Lire gewonnen. Dieser Ueberfluß an Gold brachte nunmehr kaum noch einen Eindruck auf den Mann hervor, der um fünfzehntausend Lire einen Priester totgeschlagen hatte. Er hatte das Gefühl, daß es ihm von nun an nicht mehr fehlen konnte; daß er überall Gold gefunden haben würde, wenn er sich nur die Mühe nähme, den Boden ein wenig zu kratzen. Er gewann und verlor, ohne zu zählen, als hätte der Schatz, den er in seinem Schreibtische eingeschlossen hielt, die Fähigkeit, sich selbst zu ergänzen, zu vermehren.

Beim Verlassen der Stallungen fiel er in die Hände Ceceres, des in Impressionismus machenden Chronisten des „Omnibus“. Dieser „Omnibus“ war ein Journal, das nunmehr schon über fünfzig Jahre bestand. Cecere, mit seinem nervösen, mit Sternchen, Punktierungen und Gedankenstrichen gespickten Stil, hatte dem an Marasmus leidenden Blatte seit einiger Zeit neue Lebenskraft eingehaucht.

„Lieber Baron,“ rief Cecere, „Sie kommen wirklich, mit Verlaub gesagt, wie der Käs auf die Maccaroni.“

„Lieber Cecere, ich wollte Ihnen dieser Tage schreiben.“

„Und ich, Eccellenza, wollte zu Ihnen kommen. Man schickt eines Mannes Namen nicht zweimal in die Druckerei, ohne sich in gewisser Beziehung mit ihm verwandt zu fühlen. Es ist die Blutsfreundschaft der Tinte.“

Cecere zog sein schlappwangiges, rasiertes Mönchsgesicht zu grinsendem Lachen in die Breite und zeigte dabei zwei Reihen Zähne, groß und weiß wie die eines jungen gesunden Wiederkäuers.

„Und wer verbietet uns, zusammen zu speisen?“

„Welche Gottheit dürfte es wagen?“ rief Cecere, dem nichts gelegener kommen konnte als der Arm eines Mannes, der soeben beim Rennen gesiegt hatte. „Ich brauche nämlich einige Mitteilungen über den großen heutigen Tag; es ist immer ein großes Glück für einen Journalisten, wenn er sagen kann, daß er eine allererste Quelle zur Verfügung gehabt hat. . . . Aber worum es mir noch mehr zu thun ist, Herr Baron, ist, von Ihnen die Erlaubnis zu erhalten, einen Besuch in Santafusca zu machen.“

„Warum nicht gar!“ rief, ohne zu bedenken, was er sagte, der Baron aus.

„Einem Bittsteller wie mir werden Sie es doch nicht versagen! . . . Ich muß mein Ansuchen wiederholen! Mein Chefredakteur hat schon zweimal sein Befremden ausgesprochen, daß ich noch nicht dort war. Wundert er sich noch einmal, so bleibt ihm kaum die Möglichkeit,

es noch ein viertes Mal zu thun; und dann — was machen?“

„Aber wer sagt euch denn überhaupt, meine Herren, daß ein Verbrechen begangen worden ist?“ rief der Baron, während er an Ceceres Arm den großen Saal des Café Europa betrat.

„Allgemeine Regel für einen Zeitungsschreiber. Ein Verbrechen ist immer begangen worden, und ganz besonders wenn man merkt, daß es nicht begangen worden ist. Dieser Preteprozeß hat unsre braven Leser allzu sehr interessiert, als daß man ihnen jetzt den Tort anthun könnte, plötzlich zu erklären: Es ist nichts geschehen. Darum heißt es für uns, unsern Toten zu galvanisieren, ihn heute aufleben zu lassen, um ihn morgen wieder totzuschlagen und zu verscharren, späterhin wieder auszugraben, und so fort, wenigstens bis zu den nächsten Wahlen, das heißt bis zum nächsten politischen Totschlag. . . . Warum sollten wir nicht mit einem Toten so vorgehen, wir, die wir es mit den Lebendigen nicht anders thun?“

Cecere lachte wieder und zeigte abermals seine prachtvollen Ochsenzähne, während er die Serviette vorhing und an die Reinigung der Teller und Bestecke ging, die der Kellner ihm vorgesetzt hatte.

„Wenn Sie wüßten, wie oft ich Sie wegen dieses Prozesses zum Teufel geschickt habe!“

„Wer einen Journalisten zum Teufel schickt, schickt ihn in seines Großvaters Haus. Der göttliche Dichter hat gesagt, daß der Teufel der Vater der Lüge ist, und wir sind somit die Kinder seines Töchterchens . . .“

„Nun wohl, legen Sie los!“ sagte der Baron, der heute in gesprächiger Laune war. „Welches sind die Aufklärungen, die Sie brauchen?“

„Darf ich wenigstens erklären, Sie interviewt zu haben?“

„Ich bin doch nicht der Fürst Bismarck!“

„Für einen Reporter sind Sie heute mehr als das. Sie können sich nicht das Vergnügen vorstellen, das ich meinen Lesern bereiten werde, wenn ich zum Beispiel schreibe wie folgt: Wir hatten gestern Gelegenheit, mit Seiner Excellenz dem Herrn Baron von Santafusca darüber zu konferieren, einem der sympathischsten jungen Kavaliere, die man sich denken kann . . .“

„Jung — daß Gott erbarm!“

„Ha! Ist man vielleicht nicht jung, sobald man das Glück hat, die schöne Principessa di Palandes zu begleiten?“

„Ja, wollen Sie auch das drucken?“

„Nein, wenigstens diesmal noch nicht.“

„Ihr seid Viecher.“

„Nicht ohne Absicht läßt sich ein Mann den Bart à la Derby schneiden und das Kinn glattmachen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Baron mit plötzlich umschleierter Stimme.

„Ich will sagen, daß Sie jung, verliebt und glücklich sind. Und diesen Umstand werde ich mich wohl hüten, meinen freundlichen Lesern und Leserinnen vorzuenthalten. Ich werde Ihnen ein Alter von höchstens dreißig Jahren geben. . . . Also, um auf unsern Gegenstand zurückzukommen: Sie haben eine Villa in Santafusca?“

„Sie haben es gesagt.“

„In welchem Stil?“

„Sechzehntes Jahrhundert, halb barock . . .“

„Sehr gut, dieses ‚halb barock!‘ Das macht das Bild plastisch. . . . Die Villa ist prachtvoll, versteht sich von selbst.“

„Das gerade Gegenteil. Vernachlässigt, fällt in Trümmer . . .“

„Famos! Ausgezeichnet! — Das ist Romantik, wissen Sie, wird großartigen Effekt machen. — Und der Hut wurde in der Villa gefunden?“

„Darüber weiß ich kein Wort, das ich nicht durch Sie selbst erfahren.“

„Es geht aus dem Prozesse hervor. — Was ist Ihre Meinung über diesen Mord?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Baron, indem er sich Wein eingoß.

„Glauben Sie, daß der Prete in der Villa umgebracht worden ist?“

„Ich?“ — Der Baron brachte das Glas an die Lippen und leerte es mit einem Zug. „Was soll ich davon wissen? Sie sind es, der den Prete umgebracht hat.“ Und er strengte sich an, herzlich zu lachen. „Ich habe in euer Geschreibsel einen Blick geworfen, einzig, weil man mir gesagt hatte, daß mein Name in Mitleidenschaft gezogen worden. Und ich glaube mich zu erinnern, daß da ein Jäger figuriert, der den Hut des Prete gefunden haben soll. Dieser Jäger soll erst in Santafusca, dann in der Falda, im Wirtshaus zum Vesuv gesehen worden sein; er soll sich bei letzterer Gelegenheit für einen Neffen des Prete ausgegeben haben; kurz, eine

konfuse Pastete, wie wir hoffentlich heute keine schlechtere essen werden ..."

„Nun gut! Setzen wir den Fall, Sie würden vor Gericht geladen, um Ihre Meinung über den Fall abzugeben: Würden Sie die Version, welche alles dem geheimnisvollen Jäger in die Schuhe schiebt, für wahrscheinlich erklären?"

„Wenn das Verbrechen überhaupt ge—"

„Aha! Sie wollen sagen: Ist der Hase authentisch, so wird auch der Jäger authentisch sein."

Der Baron versuchte abermals zu lachen, brachte aber nur eine Art Husten hervor.

Er schenkte sich von neuem Wein ein und stürzte ihn hastig hinunter. Jedenfalls mußte er eine Meinung unterstützen, die im äußersten Fall seine Rettung werden konnte.

„Ich behaupte nicht," sagte er, „daß der Jäger den Prete eher in Santafusca als anderswo umgebracht habe, ich behaupte überhaupt nichts. Es kann sein, daß es nicht einer, sondern eine ganze Bande war. Es kann sogar sein, daß sie ihn, nachdem sie ihn ausgeplündert, ins Meer geworfen haben; und daß einer von ihnen, Jäger oder nicht, den famosen Hut über die Umfassungsmauer in meinen Garten geworfen hat, die möglicherweise fünf, zehn, zwölf Miglien vom Thatort entfernt ist; und das, um die Gerechtigkeit von der Fährte abzulenken."

„Die Meinung hat etwas für sich. Ist die Mauer hoch?"

Der Baron antwortete nicht. Sein Auge war nach der Thür gerichtet, durch welche man das Büffett und, hinter demselben sitzend, den Eigentümer des Lokals erblickte.

„Ist sie hoch?"

„Wer? was?" fragte der Baron, noch immer die Thür fixierend.

Cecere blickte in der Richtung und sah zwei Carabinieri, welche, unter Vorweisung eines Blattes Papier, vom Wirt wahrscheinlich irgend eine Auskunft begehrten.

Mittlerweile war ein Kellner herangetreten: „Womit kann ich noch dienen?"

„Fragen Sie Seine Excellenz!" sagte Cecere. „Er ist es, der auf dieser Domäne gebietet."

„Sprechen Sie. ... Ich habe so einen schweren Kopf ... die Hitze war wirklich zu stark heute ..."

Der Baron rieb sich die Stirn mit der Hand, wie um die Runzeln darauf zu verwischen.

„Gut. Nun, da gerade von Jägern die Rede war, so mag es ein Huhn à la chasseresse sein."

Die beiden Gendarmen waren verschwunden und der Restaurateur auf seinen Platz zurückgekehrt.

Cecere, der mit Feuereifer der Vertilgung seines Gratisdiners oblag, hatte die Geschichte vom Sonnenstich ernst genommen und meinte wohlwollend:

„Ein Schläfchen, Eccellenza, ist das Beste dagegen. Uebrigens verlieren Sie durch Ihre Appetitlosigkeit wenig. Haben Sie je ein Huhn von so apokalyptischem Aussehen gesehen? Mir ist's wirklich, als hätte ich das Skelett unsres Prete vor mir liegen. Diese Herren machen sich, wie es scheint, über Sport und Presse lustig. ... Aber ich werde das im ‚Omnibus' gebührend erwähnen ..."

Er kritzelte in sein Notizbuch ein paar Worte: „Hut ... Jäger ... hohe Mauer ... Hühnerskelett ..."; dann

wischte er sich den Mund, überschüttete den Baron noch mit einem letzten Schwall von Worten, die dieser nicht hörte, und entfernte sich, höchlichst zufrieden mit seinem Tagewerke.

* * *

Jener blieb allein, den Kopf in die hohle Hand gestützt und die Augen starr auf die Hühnerknochen gerichtet, welche Cecere auf seinem Teller hinterlassen. Er fühlte sich wirklich unwohl. All das blöde Geschwätz, Ceceres geckenhafte und vulgäre Lustigkeit, das Erscheinen jener Gendarmen, welche jemand im Saale zu suchen geschienen, all das hatte das verdorbene Blut in seinen Adern aufgerührt; und hoffnungsloser als je sah er sich wieder in der Gewalt jenes Gedankenganges, der ihn tötete.

Seit zwanzig Tagen führte er das Leben eines gehetzten Wildes, ein Leben voller Erschütterungen und Todesangst, voll von übermenschlichen Anstrengungen, um das künstliche Gebäude, das er über seinem Verbrechen aufgeführt, vor dem Einsturze zu bewahren.

Seine Nächte hatte er in Spiel und Ausschweifungen vergeudet, die Tage hindurch im Getümmel des Lebens, bei den Pferden, den Likören, dem alten Medoc Kräfte und Vergessenheit gesucht. Heute, nach einem unter brennendem Sonnenstrahl zugebrachten Morgen, fühlte er wirklich sein Hirn in Flammen stehen und unfähig, irgend einen klaren Gedanken zu fassen. Eine bedenkliche Lage für einen Mann, bei dem alles davon abhing, daß er präzis dachte und andre veranlaßte, zu denken wie er. Auch das Herz, sein unglückliches, krankes Herz, machte sich bemerklicher als je ...

Und nicht einmal Hunger hatte er mehr . . . Wenn er trank, so war es mehr, um sich zu zerstreuen, als weil es ihm geschmeckt hätte. Er hatte seinem Lebensbaum noch immer nicht den bewußten tüchtigen Ruck zu geben vermocht, welcher die toten Blätter zum Abfallen bringen sollte. Nie, nie, das fühlte er, würde er dem Banne seiner Gedanken entrinnen, bevor der verwünschte Prozeß und mit ihm jede Gefahr für ihn vorüber wäre.

Zum größten Glück stimmten alle Zeugenaussagen darin überein, daß Giorgio von der Falda an der Sache kein Verschulden traf. Aber gesetzt den Fall, die Strafe wäre infolge eines Irrtums der Gerechtigkeit auf einen Unschuldigen gefallen: hätte er da wohl die Kraft gefunden, dieses zweite Verbrechen zum ersten zu fügen?

Wenn auch, nach der bekannten Theorie, ein Mensch nicht mehr wert war als die erste beste Eidechse, so hätte es ihm doch widerstanden, einen lebenden Menschen für sich leiden zu lassen. Man mag immerhin über Gespenster lachen: es gibt Gedanken, gräßlicher als das gräßlichste der Gespenster.

Denken! Denken! Ja, darin lag die Strafe!

Allzuviel hatte er auf die Wissenschaft gebaut: und jetzt war es die Wissenschaft, die sein Gewissen unterstützte, ihm raffinierten Scharfsinn eingab, um ihn zu martern.

Vielleicht war sein Doktor Panterre um kein Haar weniger ein Narr als alle übrigen. Nur wilde Tiere töten ohne Gewissensbisse. Und für ihn war der Friede auf ewig dahin, außer er vertierte nach und nach im Kote der Orgie.

„Auf Wiedersehen!" hatte die schöne Principessa ihm

zugerufen. Aber er wollte sie nicht mehr wiedersehen. Die Nähe jener anmutigen Kreatur mit ihrer Wolke von Wohlgerüchen, mit ihren sinnenden Samtaugen, mit ihrer Stimme voll unbeschreiblichen Wohllautes hätte ihn nur weicher, empfänglicher gemacht, seine Leiden potenziert. War doch schon Marinella zu viel mit jener harmlos-stupiden Heiterkeit eines hübschen Tierchens, die ihr eigen war.

Nein! Nie, niemals würde der Baron von Santafusca sein Herz voll scheuer Schrecken mit seinem Verstande voll kühler Systematik in Einklang zu bringen vermögen . . .

Diese Gedanken zogen in düsterer Prozession an ihm vorüber, während er halbgeschlossenen Auges dasaß, mit der hohlen Hand den Kopf stützend, in dessen von der Sonne durchglühter Hirnschale er die Geister des alten Medoc prickeln und sieden hörte.

Es war ein elendes, ein scheußliches Dasein . . .

Warum brachte er sich nicht um?

Es war das eine Frage, die er sich noch nie gestellt hatte. Wenn ein Mensch so viel gilt als der andre: warum hatte er nicht gleich von allem Anfang sich selbst hinübergeschickt anstatt des Prete? Oder sollte es sein, daß er Furcht vor den dunklen Räumen des Jenseits empfunden?

„O, dreifache Dummköpfe, die wir sind!“ murmelte er und erhob sich zum Gehen.

Tags darauf brachte der „Omnibus“ einen brillanten Artikel aus Ceceres Feder unter dem Titel: „Drei Tage in Santafusca.“

Der Chronist schilderte vor allem seine Fahrt durch

ein paradiesisches, mit Villen und Olivenwäldern übersätes Gelände. Dann folgte die Beschreibung einer Villa im Barockstyl nebst einem historischen Abriß über die Familie Santafusca, welchen Cecere dem Handbuche der adligen Familien entnommen hatte.

„Seine Excellenz der Baron Coriolano“, fuhr der Chronist fort, „kam uns mit gewohnter Liebenswürdigkeit entgegen und empfing uns mit einem herzlichen Händedruck. Der Baron ist ein schöner Mann und hegt eine besondere Vorliebe für die Journalisten. Fügen wir noch hinzu, daß er einer unsrer elegantesten und schneidigsten Kavaliere ist, und daß, wenn auch einige Schönen ihm mehr als dreißig Jahre geben, damit noch keineswegs gesagt ist, daß er mehr als vierzig auf dem Rücken hat.

„Seine Excellenz, welcher, nebenbei gesagt, durch das Hineinziehen seines Namens in die Oeffentlichkeit einigermaßen unangenehm berührt ist, zeigte mir den Platz, wo, nach der Meinung der Leute, der berühmte Hut aufgefunden worden sein soll. Uebrigens teilt er unsre Meinung, daß der Prete an einem ganz andern Orte umgebracht worden sein dürfte, und daß der bewußte Jäger den Hut, um die Justiz auf eine falsche Fährte zu bringen, über die Mauer in seinen Garten geworfen hat. Wir haben es uns nicht nehmen lassen, diese Mauer zu messen: sie ist zwei Meter siebenundvierzig hoch.“

Folgten noch viele Details vom selben Kaliber, die Cecere aus dem eigenen Tintenfaß gefischt. Der Artikel schloß mit den Worten:

„Cherchez le chasseur!“

* * *

Zwei Tage später bat ein äußerst liebenswürdiges Briefchen des Cavaliere den Baron von Santafusca zu einer kleinen Besprechung in sein Kabinett ... „aber ohne die Principessa!“

„Es thut mir wirklich leid,“ fuhr der galante Richter fort, „Ihnen so viele Ungelegenheiten wegen einer Affaire zu bereiten, welche im Sande verlaufen wird. Es kann sogar sein, daß Prete Cirillo durch sein plötzliches Erscheinen auf dem Schauplatze Euer Excellenz diese Störung ersparen wird. Indessen aber bin ich, um dem Herkommen Genüge zu leisten, gezwungen, auch den Hausherrn zu vernehmen. Wollen Sie übrigens in mir nur den Freund sehen und den Richter gänzlich vergessen. Wir werden, wie man sagt, in der Familie bleiben; ja es wird eine gute Gelegenheit geben, um dann zusammen frühstücken zu gehen. Man berichtet mir von gewissen Austern mit Mayonnaise, welche eine Spezialität der „Colomba d'Oro“ und wahrhaft delikat sein sollen. — Die Sitzung ist um zehn Uhr.“

Il Barone las, las wieder, horchte auf die Aeußerungen seines Herzens. ... Dieses war, wie es ihm vorkam, vollkommen ruhig und auf alles vorbereitet. Uebrigens war der ganze Tenor des Briefes geeignet, um ihm jede etwa noch vorhandene Besorgnis zu verscheuchen.

Noch eine ganze Nacht hatte er vor sich, um im Geiste alle Ergebnisse des Prozesses durchzugehen und daraus die Rolle zu konstruieren, welche er in diesem Drama zu spielen hatte.

Seine Lage war nicht schwer zu präzisieren. Er hatte einfach nichts zu wissen. Er hatte nie einen Prete Cirillo gesehen. Er wußte einzig, daß in seiner Villa

ein Hut gefunden worden war. Und nachdem von einem Jäger die Rede war, so mußte er wohl die allgemeine Meinung teilen, daß, wenn überhaupt ein Verbrechen vorgefallen war, dieser unauffindliche Weidmann recht gut seine Hand mit im Spiele gehabt haben konnte. Im übrigen wußte er rein gar nichts. In diesem „Nichts" lag seine Stärke.

Nachdem er sich diese grundlegenden Verhaltungsmaßregeln wiederholt vorgesagt wie ein Kind, das seine Lektion auswendig lernt, trachtete er, an nichts mehr zu denken. Aber nichtsdestoweniger vermochte er fast die ganze Nacht hindurch kein Auge zu schließen.

Erst gegen Morgen schlief er mit zerschlagenen Knochen ein, um einer Reihe unsinniger Träume zur Beute zu fallen, während welcher jener dumpfe, hartnäckige Schmerz, wie von einer glühenden Kohle, die man ihm auf die Herzgrube gelegt hätte, keinen Augenblick aufhörte. In diesen Träumen erschien ihm auch ein Brüderchen, welches schon im Alter von zehn Monaten gestorben war. Er hatte es oft auf den Armen getragen; und jetzt schien es ihm, als liefe er, das Kind auf den Schultern, über eine Wiese, dicht mit wilden Mohnblumen übersät.

O hätte er sich zwölf Stunden aus seinem Leben schneiden können! Zwölf Unzen seines Herzblutes hätte er für jene unglückseligen zwölf Stunden gegeben. Mochte das Verhängnis ihm noch so eindringlich zurufen: Sei ruhig, fürchte nichts! Ich selbst stehe dir bei! — er konnte den Gedanken nicht los werden, daß da noch etwas Stärkeres als das Verhängnis im Spiele war und jeden Versuch der Selbstverteidigung unnütz machte.

Jener verwünschte Priester gab noch keine Ruhe in seiner Zisterne.

„Welche Lebenskraft steckt doch in den Toten!“ sagte er, auf seinem Bette aufrecht sitzend, die Augen in die Finsternis eingebohrt. . . . Die Nacht wollte nicht vorübergehen. Die Zeit, die ihm vorher zu kurz geschienen, sickerte jetzt langsam, Tropfen um Tropfen. Es schien ihm, als hätte er fünfzig Jahre gelebt seit dem Tag, wo Prete Cirillo ihn in der Villa aufgesucht. Und doch war es noch kein Monat!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein andrer großer Verbrecher.

Auch jener andre Missethäter, der arme Don Antonio, litt schmerzlich an dem Tag, da er in Begleitung Martinos, des Mesners, von einer traurigen Reise nach Neapel und einem noch traurigeren, in den Gängen des Justizpalastes zugebrachten Morgen nach Santafusca zurückkehrte.

Die schriftliche Vorladung war ihm durch den Maresciallo der Carabinieri selbst zugestellt worden. Ueber und über zitternd hatte sich der Greis dem Richter gegenüber gesehen, der ihn mehr als eine Stunde lang mit den eindringlichsten Fragen marterte.

Und wäre es noch damit abgethan gewesen! Wäre es abgethan gewesen mit der Berührung der Sbirren, all der Kerkermeister, welche mit klirrenden Schlüsselbünden vorüberhuschten, mit dem Anblick der schrecklichen Riegel, der mächtigen Eisenthüren, welche die Eingänge zu Gott weiß welchen schauerlichen Verließen bewachten!

Aber ach! Welche Greuel an Lüge, Verrat und Mord waren ihm da enthüllt worden! ... Und das

Corpus delicti zu sehen, das er, getrieben von niedrigem Geiz, auf dem eigenen Haupte getragen ... das gräßliche Zeichen des Verbrechens, womit er sich die geheiligte Tonsur bedeckt!

Noch machte ihn die Erinnerung daran frösteln, trotz der fröhlichen Maiensonne, welche die Hügel mit Glanz übergoß, die Saaten auf den Fluren befruchtend durchwärmte.

Martino, welcher auf dem steinigen Pfade voranschritt, mußte von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um seinen Pfarrer zu erwarten, der mühselig sich voranquälte, die Beine wie mit schweren Ketten belastet.

Seit vierzig Jahren und darüber segnete er diese Fluren an den heiligen Bitttagen. Fast die ganze Bevölkerung war durch seine Hand in die christliche Gemeinschaft aufgenommen worden; und der Friedhof war voll von Toten, denen er den Weg nach dem Paradies gewiesen.

Diesen langen Weg hatte er in all seiner Armut zufrieden, in stiller Freudigkeit zurückgelegt, ein liebevoller Vater seiner Kinder, ein Freund der Freundlosen, eine Stütze der Schwachen; seine Seele war frei von jeder schlechten Handlung, unbefleckt und schuldlos geblieben.

Warum hatte Gott es zugelassen, daß sein armes Leben, so nahe schon dem Ziele, durch ein Sakrilegium entweiht, sein Häuschen durch den Schmutz eines Verbrechens besudelt worden? Er, der so lange seine Hand frei von Schuld erhalten, er hatte mit dieser selben geweihten Hand das gräßliche Pfand einer Blutthat berührt; ja,

gefreut hatte er sich, es zu besitzen; geschlafen hatte er im Schatten des scheußlichen Gespenstes, das noch immer um Rache zum Himmel schrie!

So unklar die Ergebnisse der Untersuchung noch waren, alles wies doch darauf hin, daß man auf der blutigen Spur eines Mordes sich befand. Die übereinstimmenden Aussagen von Don Ciccio, von Gennariello, Giorgio, den Landleuten aus der Falda stellten fest, daß ein Unbekannter in Jägerkleidung bei der That die Hand im Spiele gehabt. Wäre Prete Cirillo noch am Leben gewesen, so würde er, in Kenntnis der Aufregung, welche sein Verschwinden hervorgerufen, doch sicher aus seiner Verborgenheit hervorgetreten sein! ... In einem Schifferkahn war eine Weidtasche aufgefunden worden, in welcher Giorgio sofort jene erkannt hatte, in die er den Priesterhut gestopft. Aber da hörten auch die Spuren auf, und Cavaliere Martellini war in Verlegenheit, wie er weiter vorgehen sollte, denn auf allen Seiten begann ihm der Boden zu fehlen.

Zudem meinten viele, Prete Cirillo sei nach der Levante gegangen ...

„Mut, Mut, Don Antonio! Denn selbst wenn der Prete wirklich tot ist — wir haben ihn nicht getötet.“

So tröstete Martino seinen Vorgesetzten, dessen Seufzer ihm das Herz zerrissen.

„Ich aber bin überzeugt, daß alles zusammen ein Luftgebilde ist, und daß Carabinieri sowohl als Richter sich einen Bären haben aufbinden lassen. Ein Hut ist kein Leichnam, und wenn jetzt ein Windstoß meinen hinwegtrüge, so würde das noch nicht bedeuten, daß ich tot wäre.“

„O, gäbe Gott, Martino, daß alles wäre, wie Ihr sagt! Aber wüßtet Ihr, welch gräßlicher Verdacht vor einigen Stunden in mir aufgetaucht ist, als ich über diese sonderbaren Verwicklungen nachdachte! . . .“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Sieh dort!“

„Wo?“

Don Antonio deutete mit dem Finger nach der Villa der Santafusca, welche in düsterer Verschlossenheit im Schatten einer Wolke schlief.

„Wohl! Und was soll es mit ihr?“

„Es . . . es . . . Aber nichts. Gehen wir heim. Ich habe das Fieber und muß mich zu Bette legen . . .“

„Ihr werdet doch nicht glauben, Salvatore habe den Prete —“

„Du sagst das nicht im Ernste! Der arme Kretin! Er hatte ja kaum mehr die Kraft, eine Fliege totzuschlagen. Er ruhe im Frieden! Salvatore hat nichts andres gethan, als den Hut vom Boden aufgehoben, wo er ihn gefunden; er hat ihn mit sich heimgenommen, vielleicht in der Absicht, mir davon zu sagen; aber er war an jenem Tage kaum mehr im stande, den Mund zu öffnen . . .“

„An welchem Tage?“

„Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht . . . sprechen wir nicht mehr davon!“

Die beiden betrübten Leute wanderten ein Stück schweigend dahin.

Aber plötzlich fragte Don Antonio, der seinen Gedanken nicht entgehen konnte:

„Erinnerst du dich an jenen Tag, wo wir den Altarheiligen die Gesichter gewaschen haben?“

„Und ob ich mich erinnere!“

„Was für ein Tag war es denn?“

„Wartet ein wenig! Es war vor dem Weißen Sonntag, und zwar gerade an dem Tag, da ich die Kerzen von den Mäusen benagt gefunden hatte. Die Vigilie war's nicht ... auch nicht der Freitag. Jetzt hab' ich's! Es war der vierte April, der erste Tag, daß ich zum Fest geläutet habe.“

„Das stimmt,“ sagte der Pfarrer mit gerunzelter Stirne.

Von da an redete er nicht mehr. Aber er dachte daran, wie, gerade als er sich vor dem Hause befand, Salvatore mit einem Brief in der Hand vorbeigekommen war und gesagt hatte:

„Der Baron ist angekommen.“

Das Bübchen der Menichella vom Torchio behauptete, einen Prete durch die Allee gegen die Villa zugehen gesehen zu haben. Den Baron aber hatte niemand bemerkt, weder vorher noch nachher, und niemand hatte an ihn gedacht bis zu dem Tage, da er in so lärmender Weise zu Pferde seinen Einzug hielt. Der Baron war ein heruntergekommener Mensch, ein Freigeist, ein Verlorener; und gar manches schreckliche Gerücht, ihn betreffend, hatte über die Mauern der Villa den Weg ins Dorf gefunden ...

Mit diesem schrecklichen Verdacht im Herzen betrat Don Antonio sein Haus und sein Zimmer, wo er sich einsperrte, um zu weinen, zu seufzen und zu beten ...

Gegen Sonnenuntergang bekam er einen Fieberanfall und wurde zu Bette gelegt. In seinen Delirien redete er das sonderbarste Zeug zusammen... Martino und ein paar brave Bauern blieben als Pfleger beim Kranken, während andre nach dem Doktor und nach Arzneien rannten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Prozeß entbehrt der Basis.

Der verehrte Cavaliere Martinelli war wirklich in Verlegenheit, wie er weiter vorgehen sollte. Seit die übereinstimmenden Zeugenaussagen, wie nicht weniger die Thatsachen selbst, die Unschuld Giorgios von der Falda, sowie das Vorhandensein eines zweiten Huts dargethan, welcher in gewisser Beziehung die Bedeutung des ersten aufhob, blieb eigentlich nichts mehr übrig als ein unauffindbarer Schatten, jener des famosen Jägers, den zwar viele gesehen haben wollten, aber der seitdem in Luft aufgegangen zu sein schien.

Der tüchtige und rastlose Beamte sah also einen Prozeß vor sich mit einem nicht konstatierten Ermordeten und einem gasartig verflüchtigten Mörder.

Eines Tages äußerte er sich lachend gegen Don Ciccio darüber.

„Lieber Don Ciccio,“ sagte er, „Ihr Eifer ist gewiß lobenswert; aber ich hoffe für Sie, Ihre Gebühren und das Geld Ihrer Klienten mögen weniger chimärisch sein als Ihre Prozesse. Ich will noch eine oder die andre

Nachforschung anstellen; aber andrerseits kann ich es nicht verantworten, noch länger einen armen Teufel im Gefängnis zurückzubehalten, dessen einziges Verbrechen darin besteht, einem Jäger zu trinken gegeben zu haben."

„Aber dieser Jäger existiert."

„Wenn er existiert, sagen Sie mir, bitte, wo er zu treffen ist."

„Und Prete Cirillo, der verschollen geblieben ist?"

„Das genügt nicht; Sie müssen beweisen, daß er tot ist."

„Und der Hut, der in Santafusca gefundene Hut, mit Beulen und Quetschungen, Spuren von Kalk und Ziegelstein darauf?"

„Hat alles nichts zu bedeuten. Der Hut wurde durch den alten Salvatore gefunden, nach Hause gebracht, dann durch Don Antonio mitgenommen und dem Hutmacher zugesendet . . . Sie sehen, wenige Advokaten gehen einen so geraden Weg wie dieser Hut."

„Aber welches Interesse konnte den Jäger veranlassen, sich im Namen Don Antonios vorzustellen?"

„Da haben wir's! Schon wieder der Jäger! Mit dem Jäger ist es wie mit dem Phönix:

Er besteht; gewiß, er muß besteh'n;
Aber niemand hat ihn noch geseh'n.

Wenn es auf mich ankäme, würde ich sagen: Sucht erst den Toten, ob er wirklich tot ist; nachher laßt uns, wenn nötig, den Lebenden suchen. Aus reinem Uebereifer werde ich morgen noch Seine Excellenz den Baron von Santafusca vernehmen, mit dem ich schon bei dem Rennen über die Sache konferiert habe, und welcher mir einige

Aufklärungen über die Lokalität, sowie über Salvatore, seinen Schloßaufseher, versprochen hat. . . . Aber das ist auch wirklich das Allerletzte. Und heute noch gebe ich dem Angeklagten und allen Zeugen die Freiheit."

Don Ciccio konnte sich gar nicht in den Gedanken finden, daß der ganze schöne Prozeß, dessen Gang er damals in Filippinos Hause so brillant skizziert hatte, nun wie eine Seifenblase enden sollte.

Wenn man ihn hörte, war die Untersuchung auf das verkehrteste geführt worden, mit all dem bekannten Schlendrian, der unser Gerichtsverfahren charakterisiert, mit zu vielem Tratsch, zu vieler Einmengung der Presse; es war gerade, als hätte man dem Schuldigen — und ein Schuldiger war da, er fühlte, er wußte es — absichtlich Zeit geben wollen, sich in Sicherheit zu bringen.

Auf der Redaktion des „Popolo Cattolico" war es, wo er seiner Galle so recht gründlich Luft machte. „Immer wieder diese Unwissenheit, die sich breit macht! Sie wollen oder können nicht begreifen, daß, wenn das Verbrechen eine Wahrscheinlichkeit hatte, solange sie einen Hut hatten, es jetzt, mit zwei Hüten, doppelt wahrscheinlich ist. Und jene lederne Tasche: schreit sie nicht nach Rache zum Himmel? Und haben wir nicht zwei Bauern, drei Maurer, einen Bahnwärter und einen Wirt, welche alle übereinstimmend aussagen, an dem und dem Tage, zu der und der Stunde einen Jäger gesehen zu haben? Aber nein; das alles sind keine genügenden Anzeichen; und da es sich nur um einen armen Priester handelt, so hält man es nicht einmal für der Mühe wert, ein wenig nach-

zuforschen, ob er lebendig oder tot ist. . . . Aber so mir Gott das Leben läßt, werde ich eine Broschüre schreiben: ‚Gebrechen unsres Gerichtsverfahrens‘. Ja, ja! Es ist nicht genug, von unwiderstehlichem Zwange, Halbnarrentum, Mordmanie, angeborenem Verbrechertrieb, positiver und klassischer Schule zu schwatzen; die Verbrecher fangen, darauf kommt es an, und daß die Sicherheit des ruhigen Bürgers mit der Abschreckung des Bösewichts gleichmäßig gefördert werde. Das ist's, was diese Liberalen des Strafgesetzes lernen sollten, für welche Romagnosi, wenn er heute noch lebte, nichts wäre als ein Halbnarr.“

Don Ciccio war heute wirklich noch rauhborstiger als sein weißer Cylinder.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Strafe.

Erst am Morgen war der Baron im stande, die Augen zu schließen; aber schon vor sieben Uhr wachte er wieder auf. Im ersten Augenblick erinnerte er sich nicht gleich an das, was ihn die ganze Nacht hindurch so peinvoll beschäftigt hatte; erst ein stechender Schmerz in der Herzgegend rief ihm alles ins Gedächtnis zurück.

Die Wirkung des Tageslichts verursachte, daß ihm seine Lage jetzt verhältnismäßig gut, ihre Gefahren geringer erschienen. Es gehörte wirklich eine vulkanische Phantasie dazu, um in der liebenswürdigen Vorladung des Cavaliere Martellini etwas mehr zu erblicken als eine Einladung, mit ihm die berühmte Austernmayonnaise verkosten zu gehen.

„Meiner Treu, ein merkwürdiges Original!“ meinte er lachend nach abermaliger Ueberlesung des Schreibens. „Wenn ich ihm nur an meiner Statt die Prinzessin schicken könnte, ich wäre sicher, daß er den Kopf verliert! Mittlerweile aber muß ich aufpassen, damit ich selbst meinen beisammen behalte.“

Er wußte, daß sein ganzes Leben von diesem Kopfe abhing. Ihm war die Idee der Ermordung des Prete entsprungen, ihm das Prinzip der Gleichwertigkeit der Eidechse mit dem Menschen, sowie jenes andre, demzufolge Lebende und Tote in der gleichen Hefe der gleichen Gärung unterlagen. Ihm entstammten endlich die klugen Pläne und Ratschläge, die Vorsichtsmaßregeln und scharfsinnigen Beweisführungen. Ihm lag somit auch die Aufgabe seiner Verteidigung ob.

Schon fühlte er ihn starren von Geschütz und Munition wie eine Festung, diesen armen Kopf; und wenn er ihn mit der Hand berührte, fühlte er ihn glühen wie einen geheizten Backofen.

Armer, armer Kopf! Seit einem und einem halben Monat, das heißt seit dem Tage, da der Kanonikus des Sacro Monte die fünfzehntausend Lire von ihm zurückverlangt, hatte er weder Ruhe noch Rast mehr gehabt, nicht einen Augenblick lang. Ja selbst der betäubungartige Schlaf, in den er von Zeit zu Zeit fiel, war nichts andres als die Wirkung der entnervenden Ueberanstrengung seiner Gehirnfunktionen.

Geduld! Heute war's der letzte Tag. Noch fünf Stunden, und er konnte abreisen, ohne irgend einen Verdacht zu erwecken.

Abreisen! Welche Lust, welche Erleichterung, wenn er sich vierhundert Meilen weit, jenseit des Meeres sehen würde! Nach Spanien wollte er gehen. Warum nicht? War doch Spanien die Heimat der Toreros und der Andalusierinnen.

Nebenbei war es auch ein wenig das Vaterland der göttlichen Principessa di Palandes.

Während er diesen und ähnlichen Gedanken nachhing, um seinem Hirn einige Ruhe und Ableitung zu gewähren, vollendete er seine Toilette. Selten hatte man den Baron von Santafusca von einer ähnlichen Eleganz gesehen: weiße Weste, glänzender Cylinder, lichte Glacéhandschuhe, hoher Hemdkragen, Ebenholzstock mit Platinaknopf; und, das Ganze wolkengleich einhüllend, ein feiner Parfüm von Poudre d'Iris.

Um die Zeit zu betrügen, schrieb er ein duftiges Billet an die Principessa, in dem er ihr seine Anwesenheit zum Diner in Aussicht stellte.

„Ich muß eine lange Unterredung mit Ihnen pflegen, von der das Schicksal meines Lebens abhängen kann." — Welche Unterredung? Er wußte es selbst nicht recht; aber er schrieb so, um sich in irgend einer Weise über die bevorstehende schwere Stunde hinwegzutäuschen.

Er meinte in Verspätung zu sein und bemerkte erst auf der Straße mit Erstaunen, daß es erst halb neun war. Er hatte also noch anderthalb Stunden zu warten.

Was sollte er mittlerweile nur anstellen? Er trat auf einen Augenblick bei Compariello ein, wo er niemand vorfand als den Lokalinhaber, mit dem er ein Gespräch über die Rennen und allerhand Dinge anknüpfte.

„Ich glaubte Sie auf dem Lande, Herr Baron!" sagte Compariello.

„Warum das?"

„Weil der ‚Omnibus' einen Bericht über einen Besuch seines Chronisten in Ihrer prachtvollen Villa bringt . . ."

„Wo ist dieser ‚Omnibus'? Das sieht diesem Vieh von Cecere ähnlich. — Richtig, er und kein andrer!"

rief er, nachdem er den ersten Blick darauf geworfen. „So schreibt man Geschichte und stiehlt zugleich einer vertrauenden Seele ein Mittagessen aus dem Sack —“

„Das sind Geschäftskniffe, um eine Nummer mehr zu verkaufen. ... Aber um auf diesen Hut zu kommen: Man erwartete, daß da ein großer Prozeß herauswachsen würde, aber es scheint, daß alles im Sande verläuft.“

„Auch ich bin für diesen Morgen hinbestellt. Was ich dort soll, weiß ich wahrhaftig nicht; ich habe mich nie mit Geistlichen abgegeben. Aber es scheint, daß der Cavaliere Martellini das nur zum Vorwand genommen, um mich mit Austern zu traktieren —“

„Ich führe einen Lipari, Eccellenza, in dem die Austern schwimmen wie lebendig.“

Und so schwatzten sie fort und fort, ohne daß der Zeiger an der Uhr merklich weitergerückt wäre. Als der Baron endlich hinsah, war es erst neun Uhr.

Guter Gott! Noch eine volle Stunde. ... Was sollte er thun? Lesen? Die Zeitungen verursachten ihm Uebelkeiten. Einen Augenblick stand er an der Thür, das Gesicht gegen die Scheibe gedrückt, und betrachtete die Leute, die da eilig vorüberhuschten, straßauf, straßab, jeder seinen Geschäften nach, teilnahmlos, unbekümmert um sein Wohl und Wehe.

Dann ging er hinaus und ließ sich auf gut Glück dahintragen, bis der Zufall ihn vor dieselbe Kirche dell' Ospedaletto führte, in der Prete Cirillo seine letzte Messe gehört hatte.

Hier wurde seine Aufmerksamkeit von einem Tauf-

geleit in Anspruch genommen. Es waren arme Leute, teils Fischer, teils Taglöhner. Er, dem es nur um einen Vorwand zu thun war, die Zeit totzuschlagen und seinem Kopf durch irgend eine äußere Ableitung ein Moment der Ruhe zu verschaffen, ließ sich von dem Völkchen, das mittlerweile durch einen Haufen Gassenkinder verstärkt worden war, mit in die Kirche ziehen.

Welche Lust, welche Fröhlichkeit strahlte aus den Augen dieser schmutzigen Bagage!

Ein junges Mädchen, vielleicht die Schwester oder das Bäschen des Kindes, hielt die kleine Kreatur auf den Armen und drückte sie mit mütterlicher Liebe gegen die Brust, während der Vater, dem Anschein nach ein Hausierer oder dergleichen, in seiner Aufregung fortwährend im Kreise um eine Säule ging und dabei den Hut in der Hand drehte. Es war sein Erstgeborener, und der Mann wußte keine bessere Art, seine verschämte Freude zum Ausdruck zu bringen.

Es war das zweite Mal, daß Santafusca aus ganzem Herzen eine Gesellschaft armer Teufel beneiden mußte, die nicht den Schatten einer Idee im Kopf und doch das Mittel gefunden hatten, um glücklich zu sein.

Vor dem Hochaltar las ein Mönch in brennend rotem Meßgewand die Messe. In den Bänken kniete gekrümmt, tief auf die Hände vorgebeugt, ein alter Priester und hustete heftig.

Es war seit langem das erste Mal, daß der Baron eine Kirche betrat. Und wie er die Augen im Kreise und emporschweifen ließ, fühlte er, daß diese geweihten Mauern ihn vor dem sozialen Monstrum zu schützen im stande

gewesen wären, das durch die Straßen hastete und tobte. Es gab da finstere Winkelchen und Gänge, in welchen er gern den Rest seines Lebens verkauert haben würde, hätte er dadurch nur seinen Kopf, seinen unglückseligen Kopf, vor der Tortur der Gedanken, der Reflexionen zu retten vermocht.

Mag sein, daß gewisse religiöse Eindrücke aus seiner ersten Jugend, zugedeckt, aber nicht erstickt von den Trümmern seines wüsten Lebens, sich unter ihrem Schutte regten; daß gewisse Bilder aus glücklicheren Tagen durch sein Gemüt zogen wie ein Schwarm weißer Tauben über ein sonnenverbranntes Wüstenfeld.

Er hatte, wie man weiß, sich einst mit dem Gedanken getragen, die Kutte zu nehmen. Sechzehn Jahre alt, noch jungfräulich an Körper wie an Seele, hatte er sich von einem frommen Mönch überreden lassen, nach Montecassino zu kommen, wo er drei Tage und drei Nächte lang vom Fensterchen einer engen Zelle aus den träumenden Blick hinausschweifen ließ in die weite Landschaft, in die ungemessenen Fernen des Himmelsgewölbes.

O, welcher Friede, welche Ruhe in jener lichten Einsamkeit! O, hätte er doch noch heute, noch vor Abend dort oben stehen, im Namen Gottes Einlaß begehren können! Wäre es ihm vergönnt gewesen, den Rest seiner Tage in einer unterirdischen Zelle verbergen zu können, mit einem Streifen blauen Himmels als einziger Aussicht und der Fähigkeit, nicht mehr zu denken!

In einer Nische über dem Altare der schmerzensreichen Mutter Gottes lagen auf einem Haufen menschlicher Knochenreste ein paar Schädel und blickten aus

leeren, schwarzen Augenhöhlen mit einem Ausdrucke leidenschaftlicher Neugierde durch das kleine Eisengitter in die Außenwelt.

Einer dieser Schädel hatte ein Barett auf, dick verstaubt, arg benagt, wie er selbst, durch die Zeit, jenen großen Philosophen der Geduld, welcher, wie der unendliche Raum, gar manches in Ordnung zu bringen weiß, an dem sonst jeder Rat verloren ist. Wie, dachte der Baron, wenn der Zufall eines Tages im Beinhause von Santafusca seinen sündigen Schädel dem zertrümmerten Totenkopf Prete Cirillos gegenüberstellte? ... Dieses Beinhaus, ein Kapellchen im Barockstil, ragte an der Kreuzung zweier Feldwege, die Fenster nach West, gegen das Meer gerichtet. Von dort aus betrachteten seit zweihundertundfünfzig Jahren die Schädel einer Anzahl Landleute, Opfer der Pest von 1630, die blaue Woge und den rauchenden Vesuv. Von Zeit zu Zeit wusch ein Regen jene furchenlosen Stirnen blank, die sich langsam, täglich ein wenig mehr, in ihre Elemente zersetzten, Elemente, unter welchen die Kalkphosphate vorherrschen ...

In diesem Augenblicke dachte U Barone an seine chemische Zersetzung mit derselben Indifferenz, mit der er kurz vorher an das bevorstehende Liebesstelldichein mit der Principessa gedacht hatte ...

Ein plötzliches Gemurmel, ein Schall von Fußtritten erweckte den Unseligen aus einer Betrachtung, welche ihn unbeweglich, wie gefesselt, im Mittelpunkt ihrer phantastischen Kreise gehalten hatte. Die Taufleute waren im Begriffe, sich zu entfernen; dem kleinen Täufling in ihrer Mitte stand bereits die Melancholie des Lebens im Ge-

fichte geschrieben. . . . Wünschte er vielleicht auch schon, seit zweihundert Jahren tot sein und aus dem Gitter eines Beinhauses ins blaue Firmament starren zu dürfen?

Gerade da schlug die Stunde.

Es war zehn Uhr.

Der Baron sah nach der Uhr . . . er hatte noch fünf Minuten Zeit.

Sollte er wirklich vor den Richter treten oder nicht vielmehr nach dem Bahnhof rennen und mit dem ersten abgehenden Zuge ins Weite fahren? Sollte es die Zelle nicht sein . . . der Wald konnte ihm die gleichen Dienste leisten. Mönch oder Brigant . . . ihm war's einerlei; nur nicht ins Gefängnis!

So wog er noch zweifelvoll bei sich das Für und das Wider, das Leben und den Tod, das Alles und das Nichts gegeneinander ab, als er sich schon im Angesichte des Justizpalastes befand. Es waren aber in ihm zwei treibende Kräfte: eine vernunftmäßige, welche ohne Anhaltspunkte im Leeren arbeitete, und eine andre, instinktive, unbewußte, welche ihn vorwärts stieß. Aehnliches verspüren wir auf dem Wege zum Zahnarzt, der uns von den schrecklichsten Schmerzen befreien soll. Die Willenskraft zögert, möchte zurück; aber der Schmerz treibt uns voran; er würde uns selbst vermögen, das Haupt freiwillig unter den Block zu legen.

Im Begriffe, den Fuß über die Schwelle des Hauses zu setzen, wo man sich seit acht Tagen mit seinen Angelegenheiten beschäftigte, hatte der Baron das Gefühl, als versänke er in einen dunklen Schlund. Es war nur ein leichter Schwindelanfall, gegen den er reagierte,

indem er den Spazierstock gegen eine der Säulen des Portikus und sich selbst mit der Brust gegen den Stock stemmte. Hätte er in diesem Augenblicke Augen gehabt, um die Dinge dieser Welt zu sehen, so würde er unter den Säulengängen im Hofe eine Anzahl Personen bemerkt haben, welche bei seinem Erscheinen in Bewegung gerieten, hin und her huschten, seinen Namen einander zuflüsterten.

Es waren das lauter Leute, welche im Prozesse, genannt der Hutprozeß, eine größere oder kleinere Rolle gespielt hatten und nun, möglicherweise zum letztenmal, kamen, um sich dem Herrn Untersuchungsrichter zur Verfügung zu stellen.

Da war Filippino, der Hutmacher, gekleidet wie ein Kavalier, in einem auffallenden, großkarrierten Anzug. Da war Donna Chiarina, sein Weibchen, in einer Seidenmantille mit Spitzenverbrämung, einen grellfarbigen Fächer in der Hand. Aus dem Haar empor ragte ihr ein hoher Schildpattkamm, der ihren Mann zweihundertfünfzig Franken gekostet hatte.

Auch Don Ciccio Scuotto war da, die Seele des Prozesses, mit seinen lichten, hoch aufgeschlagenen, über den Knöcheln hin und her pendelnden Beinkleidern, und dem bekannten rauhborstigen Hut auf dem Kopf.

Ferner Don Nunziante mit der dicken Burgundernase, und Gennariello, der Neffe des Prete, mit langem Haar, blutlosen Wangen, ausgehungert infolge der langen Gerichtssitzungen, welche ihn verhindert hatten, sich sein Futter auf den Gassen zu ersingen. Endlich war auch der vielgenannte Giorgio da. Er war erst seit einem

Tage aus dem Gefängnis entlassen und von Filippino gastfreundlich in sein Haus aufgenommen worden, aus einem Gefühl nicht gerade der Dankbarkeit, denn es ist kein Verdienst, nicht gemordet zu haben, sondern der Pietät für seinen Wohlthäter. Giorgio erkannte in dem eleganten, glattrasierten Kavalier den schwarzbärtigen Jäger nicht, welcher ihm in der Falda den Hut abgefordert hatte.

Der Niedergeschlagenste von allen diesen war unstreitig Don Ciccio, der famose Paglietta, der seinen schönen Prozeß unter den Augen zerfließen sah wie einen Schneeball, den ein andrer, ihm zum Tort, in einen Kessel mit siedendem Oel geworfen hatte. Die Richter hatten, seiner Versicherung nach, diesmal eine ganz pyramidale Eselhaftigkeit entwickelt, und er war gerade zum zehntenmale daran, seine Broschüre „Von den Mängeln 2c.“ in drohende Aussicht zu stellen, als ihn der plötzliche Anblick des Barons, die unerwartete und auffallende Art, wie er unter der Thoreinfahrt erschien, er wußte selbst nicht warum, stutzig machte.

Don Ciccio Scuotto war, obgleich ein gewandter und eifriger Advokat, doch keineswegs ein höherer Geist und in nichts besser als die meisten seinesgleichen. An Bezauberung, bösen Blick, die Unfehlbarkeit erster Eindrücke glaubte er und glaubte er auch nicht, je nach dem Fall; gerade wie wir alle ein klein wenig an Träume und Ahnungen glauben. Was den Baron von Santafusca betrifft, so kannte er ihn nur von flüchtigem Sehen her; aber man lebt nicht zwanzig Jahre in so einem Berufe, ohne einen scharfen psychologischen Blick zu erlangen.

Wir wollen sagen, daß die Art, wie der Baron in die Thoröffnung trat; die Art, wie er seinen Stock gegen die Säule stieß; der leichtfüßige Ansatz, mit dem er die ersten Stufen der großen Treppe nahm; die übertriebene Eleganz seines Anzuges, die gemachte Leichtigkeit und Unbekümmertheit seines Schrittes, kurz, etwas Undefinierbares in seinem ganzen Auftreten die Aufmerksamkeit des famosen Paglietta erregte und ihn veranlaßte, dem Manne zu folgen, so wie man einem Lichtchen folgt, welches man nach fünf- bis sechsstündigem kompaßlosen und verzweifelten Herumirren im Walde plötzlich vor sich auftauchen sieht.

Man braucht deswegen keineswegs an geheimnisvolle Eingebungen und mysteriöse physiologische Gesetze zu glauben; es genügt die Einräumung einer instinktiven, durch langjährige Uebung erlangten Witterung der Dinge und Verhältnisse, um zu erklären, wieso Don Ciccio sich veranlaßt finden konnte, den Baron von Santafusca bis fast an die Thür des Untersuchungsrichters zu verfolgen.

Im Vorzimmer duselte ein alter Thürhüter, den der Baron mit seinem arroganten, krakehlerhaften Auftreten unsanft emporscheuchte.

„Was befehlen Sie?“ fragte der Alte, indem er sich mit schmerzenden Gelenken aufrichtete.

„Melden Sie dem Cavaliere Martellini, daß der Baron von Santafusca zu seiner Verfügung steht.“ Und das Spazierstöckchen erhebend, deutete er ihm selbst den Weg an, den er zu nehmen hatte.

Allein geblieben, ging er eine halbe Minute mit militärischem Schritt im Gemache auf und ab, eine Be-

wegung, die dazu beitrug, seine Nerven zu beruhigen. In jenem Augenblicke dachte er an nichts. Wie der Schüler unmittelbar vor seiner Vorrufung zum Examen plötzlich alles vergißt und das Gefühl hat, als wäre sein Kopf mit Werg vollgestopft, so erinnerte sich der Baron in diesem Augenblick nicht einmal an die Grundzüge seines sorgfältig ausgearbeiteten Ideenganges. Aber er erschrak nicht darüber. Er hatte ja nichts zu thun, als jenem tölpelhaften Advokatengezücht immer wieder dieselbe Antwort ins Gesicht zu werfen: Ich weiß nichts. Allerdings . . . sein Ahne Nicolo würde eine etwas schneidigere Erwiderung gegeben haben; aber was thun? Der Cavaliere wußte zum Glücke noch weniger als er.

„Nur drei Tage lang möchte ich der Herr sein!“ knurrte er vor sich hin. „O, ihr Schreiber und Pharisäer!“

„Euer Excellenz sind wirklich pünktlich wie ein König!“ rief der liebenswürdige Cavaliere, indem er seinen glänzend kahlen Schädel durch die halbgeöffnete Thür hereinstreckte.

Der Cavaliere war ein rundliches, wohlgenährtes Männchen, ein wenig hochschulterig, weiß und zart von Teint, mit einem schwarzen Backenbärtchen und einer schönen glatten Stirn, welche glänzte wie eine Billardkugel. Seine liebenswürdig-vertraulichen Manieren verrieten den Mann, der in eleganten Kreisen und besonders bei Damen zu Hause war. Diesen letzteren pflegte er ausgesuchte Galanterieen zu erweisen und gelegentlich kleine Komplimente in Form eines gereimten Verschens zuzustecken.

„Nun, wie geht's, lieber Baron? Also Ihre schöne Gefangene nicht mitgebracht? ... Doch, was sage ich! Der Gefangene sind ja Sie selbst. Haha!“ Der gestrenge Richter lachte herzlich. „Ja, ja, dort möchte ich auch im Arrest sein, meiner Treu! Ein charmantes Gefängnis das!“

„Was meinen Sie damit?“

„Was anders als das Herz der Principessa. ... Genug! Sie siegen auf der ganzen Linie zugleich ... kommen überall als erster ans Ziel, bei den Rennen wie bei der Liebe.“

Mit weltmännischer Unbefangenheit seinen Zeugen unter dem Arm fassend, schlenderte er mit ihm einen düsteren Gang entlang, wobei er im Drange seines Mitteilungsbedürfnisses innerhalb fünf Minuten viermal stehen blieb.

„Unter uns,“ sagte er, „ich hätte Ihnen die Plage gern erspart, denn diese ganze Geschichte mit dem Hut ist gar zu abgeschmackt ... ein Ragout ohne Salz. Aber auch wir armen Richter können nicht immer thun, was wir wohl wollten. Da ist das Publikum ... da sind die Journalisten. Da ist ferner vor allen Don Ciccio. Kennen Sie ihn?“

„Nein!“

„Der lächerlichste Kerl von der Welt ... boshaft, lästig, zudringlich wie eine Gelse. Nun, der hat sich's in den Kopf gesetzt, Licht in die Sache zu bringen. Das Glück hat ihm so einen Einfaltspinsel in den Weg geführt, der das Geld nicht zählt, und den er in der Angelegenheit wacker anzapft. Ich soll ihm um jeden Preis den Prete schaffen, tot oder lebendig. Tot wäre ihm,

glaube ich, sogar ein wenig lieber, wegen der Reklame. Kurz, er gibt keine Ruhe, droht sogar mit Broschüren; und Sie haben gar keine Ahnung, was das ist, ein Advokat, der Broschüren schreibt. . . . Ich versichere Sie, manchmal fühle ich mich versucht, selbst einem Prete den Kragen umzudrehen, rein um ihn zufriedenzustellen. Ha, ha, ha!"

Das Gelächter des kleinen Männchens hallte unheimlich von den Wölbungen des Ganges wider.

„Ich muß also, lieber Baron, guten Willen zeigen und, wenn nötig, auch die Ziegen, den Hund von Santafusca vernehmen. Freilich . . . der Hund, befragt, antwortete nicht . . ."

„Welcher Hund?" fuhr der Baron auf, der, allzu sehr in die eigenen Grübeleien versunken, nicht schnell genug den scherzhaften Sinn der Redensart aufgefaßt hatte.

„Nun," fuhr der andre fort, „einem Hund kann man den Maulkorb anlegen, aber nicht einem Journalisten . . . einem Advokaten . . ."

Unter derartigen Gesprächen waren sie bis zu einem nackten, häßlichen Saal gelangt, in welchem einige Sessel, ein Tisch in der Mitte und als einziger Schmuck das Bild des Königs sich befanden.

Dafür gab es viele Thüren ringsum. „Staatsanwalt" war über einer zu lesen. Ueber einer andern „Kanzlei". Dann weiter „Gefängnisse" . . . „Kgl. Carabinieri".

Ein dumpfer Geruch nach verschlossenem Raum, nach Staub und alter Tinte erhöhte noch die Traurigkeit des Raumes, jenseits dessen Santafusca sich die bewaffnete

Macht, die Rache der Gesellschaft, auf der Lauer liegend vorstellte, rasselnd mit Ketten und schweren Schlüsselbünden.

„Hier, Eccellenza, belieben Sie einen Augenblick zu warten. Gleich lasse ich Sie rufen und fertige Sie in drei Worten ab. Für zwölf Uhr habe ich die Austern bestellt. Sie werden staunen.“

Zerbrochenen Leibes, wie einer, der nach einem heftigen Fieberanfall aus dem Bette aufsteht, ließ sich der Baron auf einen Stuhl fallen; er stellte seinen Hut auf den staubigen Tisch nieder und wischte sich die Stirn.

So sehr er gewohnt war, nichts auf Sensationen zu geben, bei der Vorstellung, so Thür an Thür mit der menschlichen Gerechtigkeit sich zu befinden, konnte er sich doch eines Schauers nicht erwehren.

Und doch war sein Plan unfehlbar! ... Ich weiß nichts! ... Ein Mensch, der den Mund nicht öffnet, kann keinen Unsinn reden.

Es war ja das letzte Geplänkel seines Feldzuges. Einmal wieder draußen aus diesem düsteren Gebäude, wollte er sich in einen Winkel der Schweiz verkriechen ... hoch, recht hoch ... in irgend ein einsames Gebirgsthal, und dort lange Tage hindurch auf dem Rücken im Grase liegen, gedankenlos, ohne andre Sorge als die, seine Körper- und Geisteskräfte zu erneuern. Dann ... dann wollte er Gutes thun. Abermals hatte er fühlen müssen, daß man nicht ungestraft die uralten Naturgesetze verletzt. Aber vorher mußte er eine Zeitlang im Grünen ausruhen. Nachher Gutes thun, gewiß. Die Wohlthätigkeit gehört zum Leben wie zu der Maschine das Oel ...

Vom Grün in Grün seiner Hochgebirgsvision wandte

sein Blick sich ab nach einem der Eingänge, die er vor sich hatte.

Dort, hinter jener Thür, lauerte das soziale Ungetüm; und er mußte ihm lächelnd gegenübertreten, wie er der Prinzessin gegenübertrat; er mußte ihm die Mähne streicheln, dem Ungetüm; er mußte es mit Späßchen besänftigen, lachen über sein wütendes Gebrüll . . .

Da kreischte die Thür, nach der er starrte, und hervor traten zwei Carabinieri, breitschulterige, wohlgenährte, reckenarmige Gestalten, und zwischen sie gezwängt ein bartloses Bürschlein, eine jener erdfarbigen Erscheinungen, wie sie in den kotigen Gäßchen um den Hafen herumwimmeln. Seine Handknöchel waren gefesselt; als einzige Kleidung trug er über der bloßen Haut ein ärmliches Jäckchen von unbestimmbarer Farbe und ein paar aus den Nähten gegangene Hosen, welche er sich bemühte, mit den gekreuzten Händen emporzuhalten.

Nachdem ihn die zwei am ganzen Körper, bis auf die nackte Haut, betastet, stießen sie ihn vorwärts gegen jene Thür, welche mit „Kerkermeister“ überschrieben war. Die Thür ging auf und fiel hinter ihnen mit einem leisen Schnapper ins Schloß.

„So wird“, dachte der Baron von Santafusca, „ein Christenmensch um einer gestohlenen Uhr . . . eines Huhnes willen behandelt!“ . . . Bevor er so etwas an sich gestattete, würde er sich zehnmal eine Kugel durchs Hirn jagen . . .

Aber ein urplötzlicher Schrecken ging ihm durch die Glieder, als hätte sich ein Abgrund zu seinen Füßen geöffnet. Wie, war nicht auch er so ruckweise vorwärts-

gestoßen worden bis an die Schwelle des Kerkers? . . . Und er glaubte jene unsichtbare Faust wieder in seinem Rücken zu fühlen, so deutlich, daß er sich rasch umwandte... Aber gleich darauf schämte er sich wieder seiner Feigheit. Mit einer gewaltigen Willensanstrengung raffte er sich auf, um schnell noch einmal jene Ideen über die Unendlichkeit von Zeit und Raum, über die völlige Vernichtung nach dem Tode zu rekapitulieren, welche seine Stärke ausmachten. War er nicht ein rechter Narr, daß er sich einer Albernheit wegen so viele Sorgen machte?

„Euer Excellenz sind gebeten, sich hereinzubemühen."

Der so sprach, demütigen Tones und gekrümmten Rückens, war ein alter Thürhüter, mager wie ein Hering, mit einem kleinen, weißhaarigen Schädelchen; eine verschossene alte Toya schlotterte um seine Glieder.

Beim Anblick dieses Menschen mit dem winzigen Kopf, in einer Tracht, die stark an die priesterliche erinnerte, starrte der Baron, keines Wortes fähig.

„Hier herein, Eccellenza, wenn es gefällig ist!"

Santafusca raffte sich auf und folgte. „Um Vergebung . . . hier herein!" sagte der Mann, als er bemerkte, daß jener durch eine falsche Thür wollte, und legte ihm dabei sanft die Hand auf den Rücken . . .

* * *

Der Baron sah sich in einem großen, lichten, wohlausgestatteten Raum. Vor einem mit Papieren übersäten

Tischchen saß in einem ungeheuren Lehnstuhle Cavaliere Martellini; rechts und links von ihm hingen zwei Glockenzüge herab, welche über seinen Knieen in einen Knoten verknüpft waren. Vom Blutrot der hohen Rückenlehne hob sich sein weißer, glänzender Schädel in scharfem Gegensatze ab. An beiden Enden des Tisches saßen, schreibend über ihre Akten gebückt, zwei Herren, welche der Baron nur in schattenhaften Umrissen wahrnahm.

Der alte Thürhüter war, wie er gleichsam durch magnetischen Rapport fühlte, im Saalhintergrunde neben der Thür stehen geblieben.

„Nehmen Sie Platz, Eccellenza!“ sagte der Richter, dem der hohe Lehnstuhl eine gewisse Würde verlieh, in gehaltenem Tone.

Jener begab sich schnellen und entschiedenen Schrittes geradeswegs nach dem ihm angedeuteten Platze, wo er sich mit gereizter und herausfordernder Miene niederließ.

„Da wir uns ja sozusagen in Familie befinden, so werde ich mir erlauben, die Herren vorzustellen. Hier der Kanzler, Cavaliere Tinca, und hier Doktor Macelli, mein Kollege.“

Die beiden Schatten an den Tischenden rührten sich ein wenig. Der Baron zwang sich, desgleichen zu thun.

„Quaglia, die Sachen!“ sagte der Cavaliere.

Das dürre schwarze Gespenst löste sich von der Wand los, um einen mit einem grünen Tuche bedeckten Korb herbeizuschleppen.

„Unsre Konferenz, Herr Baron, wird sehr kurz sein;

denn, wie ich höre, ist man mir schon von andrer Seite zuvorgekommen.“

„Wieso das?“ fuhr der Zeuge mit überlauter Stimme auf.

„Ein Schurke kann sehr gut den Händen des Richters entgehen, aber nicht ein ehrlicher Mann den Händen der Journalisten. Verzeihen Sie, Eccellenza, meine Indiskretion: Was ist Wahres an dem Bericht, den der gestrige ‚Omnibus‘ gebracht hat?“

„Ah!“ rief lachend der Baron aus, dem die Einleitung ein wenig das Herz zusammengeschnürt hatte. „Es ist daran folgendes wahr: erstens, daß der Journalist nie in Santafusca war; zweitens, daß die Lügen heutzutage einen billigen Marktpreis haben.“

„Aber eine Unterredung haben Sie mit diesem Herrn Cecere doch gehabt?“

„Eine Unterredung ... ja; das heißt eine Plauderei im Café. Er hat mich um meine Meinung gefragt, und ich habe sie ihm gesagt. Im übrigen weiß ich rein gar nichts.“

„Sie glauben also ... oder neigen wenigstens zu der Meinung, daß wirklich ein Jäger existiert?“

„Wie gesagt ... ich weiß gar nichts.“

„Das heißt relativ nichts ... selbstverständlich. Man besitzt nicht eine Villa, die den Namen Santafusca führt, ohne sich ein wenig um häusliche Angelegenheiten, um eine Sache zu kümmern, in welcher der eigene Name figuriert. Der Hut wurde in der Villa aufgefunden; Sie haben sogar schon wegen Verletzung des Hausrechts Protest eingelegt. ... Haben Sie Prete Cirillo gekannt?“

„Nein!“

Quaglia, der Thürsteher, der Tausende von Verhören von seinem bescheidenen Platze aus mitangehört, glaubte mit seinem feinen, mit dem Ton der Wahrheit wie der Lüge gleichmäßig vertrauten Ohr in diesem „Nein“, das der Baron brüsk und unartig den Richtern ins Gesicht geworfen hatte wie einen Fetzen, eine unwahre Nuance wahrzunehmen, die ihm zu denken gab.

„Was können Sie uns ferner über Salvatore sagen?“

„Salvatore war ein braver alter Mann . . . ein Heiliger. Lassen wir ihn um Gottes willen in Ruhe; thun wir doch in unsrem Bestreben, ein Verbrechen zu entdecken, wenigstens den Toten im Grabe kein Unrecht an!“

Der Baron hatte diese Worte in einem Atem und mit wahrer Empfindung in Blick und Stimme gesprochen. Es war wahrhaftig das wärmste Lob, das Salvatore von seinem Herrn nur erwarten konnte. Sein Herz war in dem Augenblick von wirklicher und wahrhaftiger Zärtlichkeit geschwellt. Salvatore und Maddalena hatten, wie wir schon gesagt, von jenem leidenschaftdurchwühlten Herzen rechtzeitig den besten Teil für sich in Sicherheit zu bringen gewußt.

„Und wie erklären Sie sich's, Eccellenza, daß Salvatore im Besitze des Hutes des Prete Cirillo gewesen?“

„Ich weiß gar nichts, Bester . . .“

„Sie haben dem Journalisten gesagt, daß der Hut möglicherweise über die Mauer in den Garten geworfen worden sein könnte.“

„Jawohl.“

„Wollen Sie uns die Situation des Hauses und Gartens ein wenig erklären. Ist eine Umfassungsmauer da?“

„Ja.“

„Hoch?“

„So.“

„Aber ein Zeuge sagt aus, daß der Hut nicht im Garten gefunden worden ist.“

„Wo wurde er denn gefunden?“ fragte der Baron erregter.

„Im Hause.“

„Wo im Hause?“ fragte der Baron mit fast beleidigender Eindringlichkeit.

„Beruhigen Sie sich, Excellenz! Es ist Ihnen lästig, ich verstehe das vollkommen. Aber es handelt sich nur um fünf Minuten.“

Der Baron war vor seinem „Wo im Hause?“ stehen geblieben wie vor einer versperrten Thür. Er war nicht weniger begierig als die andern, zu erfahren, wie der Prete seinen Hut verloren.

Eine kleine Pause folgte, während welcher der Herr Kanzler und jener andre Herr mit der Brille auf der Nase in ihren Papieren blätterten und einander dabei unverständliche kabbalistische Worte zuraunten.

„Du weißt nichts!“ hörte der Baron in sich eine Stimme sagen, die aus den Tiefen seines Innersten zu kommen schien. Es war eine letzte Warnung an einen Menschen, der sich von seiner Stimmung schon allzu weit hatte hinreißen lassen.

Er rückte sich in seinem Fauteuil zurecht und begann starr vor sich hinzublicken, das Auge in das lichte Viereck der Fensteröffnung gerichtet, die Beine übereinandergeschlagen, seinen prachtvollen Cylinder auf den Knieen. Er schwang sein Stöckchen, betrachtete die Fingerspitzen an seinen Handschuhen ...

„Du weißt nichts!“ wiederholte abermals die Stimme der Klugheit und Vorsicht.

Der Richter verlor einige Zeit damit, ein Papier zwischen den andern herauszusuchen; dann begann er mit der Eintönigkeit einer Glocke:

„Ihr Name? — Verzeihen Sie, es ist das die vorgeschriebene Formalität.“

„Carlo Coriolano Baron von Santafusca!“ antwortete der Baron mit Emphase.

„Sohn —“

„Von Nicolo.“

„Ihr Alter?“

„Fünfundvierzig ... glaube ich ... doch ...“

U Barone lächelte ein wenig.

Auch der Richter lächelte ein wenig.

„Wohnhaft? ...? Doch das wissen wir ... lassen wir's sein.“

Der Richter flüsterte seinem Nachbar etwas ins Ohr, worauf dieser die mit zwei großen Gläsern bewaffnete Nase emporhob.

Der alte Thürhüter hatte sich hinter den Schultern des Zeugen aufgestellt, wo er wie ein Pendel von einem Bein auf das andre wackelte.

U Barone, der seine Umrisse aus dem Augen-

winkel sah, konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Kopf nach hinten zu drehen, um sich noch einmal jene dürre, schwarzgekleidete Heringsgestalt zu betrachten.

Es war ein großes Geheimnis für ihn, wie er hatte glauben können, das Corpus delicti zu zerstören, indem er einen Hut in den Meeresgrund versenkte, der sich nun in den Händen des Gerichtes befand. In die Ergründung dieses Problems versenkt, überhörte er die letzte Frage des Richters, ein Umstand, der in allen Anwesenden einen Moment der Verlegenheit hervorrief.

„Meinen Sie nicht, daß er in das Meer geworfen worden sein könnte?“ fragte fast begütigend der liebenswürdige Cavaliere Martellini; und er blickte dabei nach der Uhr, wie um seinem vornehmen Freund zu sagen: Haben Sie Geduld, ich bin fast zu Ende.

„Das ist in der That meine Meinung.“

„Was soll ins Meer geworfen worden sein?“ fragte der Kanzler, der die Antworten protokollierte.

„Der Hut!“

„Der Prete!“

Diese beiden Worte erschollen zu gleicher Zeit: das erste aus dem Munde des Barons, der unter dem unwiderstehlichen Zuge der Wahrheit sprach, das zweite aus jenem des Richters, welcher dem natürlichen Indiziengange des Prozesses folgte.

Der dissonierende Zusammenprall dieser beiden Worte war der erste Stoß, den das künstlich aufgeführte Lügengebäude des Barons erlitt. Er fühlte sofort, sich in einen Widerspruch verwickelt zu haben, und beeilte sich, mit

großer Lebhaftigkeit zu versichern: „Der Hut, will ich sagen. Der Hut!“

„Das ist unmöglich,“ versetzte der Richter, „da sich doch der Hut in unsern Händen befindet. Wenn Sie ihn sehen wollen — Quaglia, entfernen Sie das Tuch!“

Langsamen, schwankenden Schrittes trat der Thürhüter auf den Korb zu und legte den Inhalt bloß.

„Wollen Sie sich herbemühen, Eccellenza!“ sprach sich erhebend der Richter.

Der Baron hatte von seinem etwas tieferen Sitze aus das Innere des Korbes nicht wahrnehmen können. Auf die wiederholte Einladung des Richters bemühte er sich, aufzustehen, aber er konnte es nicht. Eine Art nervöser Lähmung hatte ihn des Gebrauches seiner Glieder beraubt.

„Verzeihen Sie . . . aber wenn Sie nur einen Moment aufstehen wollten . . .“

Il Barone fühlte, daß er unmöglich länger die Rolle einer Salzsäule spielen konnte. Seine physische Unfähigkeit erschreckte ihn um so mehr, als er auf dem Gesichte des Cavaliere den Ausdruck einer gewissen Ueberraschung zu lesen glaubte. Alle seine Willenskraft zusammennehmend, die ihm in extremen Momenten zu Gebote stand, erhob er sich, schritt gerade zur Bank los und blickte in den Korb.

Da lag der Hut des Prete in der Eleganz seiner fast unberührten Neuheit, ein schwarzer Fleck auf dem von einer rotledernen Weidmannstasche gebildeten Hintergrund.

„Da sehen Sie," fuhr der Cavaliere fort, „den vielbesprochenen Hut; schauen Sie sich ihn an, Eccellenza. Wir wissen bestimmt, daß dieser Hut am Morgen des 4. April durch Kauf in Prete Cirillos Besitz gelangte. Don Antonio hat ihn später in der Kammer Salvatores gefunden, welch letzterer ihn vielleicht im Garten aufgelesen hat. Aus Gewissenhaftigkeit schickte ihn der Pfarrer in einer Schachtel an Filippo Mantica ein. Prete Cirillo aber war verschwunden, und man hat bis heute nichts wieder von ihm gehört. Am Hut werden Sie, wenn Sie genau hinsehen, hie und da leichte Eindrücke, sowie Spuren von Aetzung durch Kalk vorfinden. . . . Sehen Sie wohl?"

U Barone sah nichts als einen großen schwarzen Fleck vor seinen Augen. Alle seine Fähigkeiten waren darauf konzentriert, die Demonstrationen und Fragen des Richters aufzufassen. Neben sich fühlte er mehr, als er sie sah, die schwarzen Umrisse einer Gestalt, welche gespenstige Glieder regte, die Hände, gleichsam um ihn zu ärgern, wühlend in den Korb schob; und er begann diese Gestalt aus blutunterlaufenem, bösartigem Auge zu fixieren.

Von der abgenutzten schwarzen Toga des alten Dieners hob sich die Weiße seines kleinen Kopfes, sowie eines leinenen Bäffchens, das er trug, in grellem Gegensatze ab. Er hielt den Hut des Prete in der Hand und bewegte ihn hin und her, wobei er mit einem Knochenfinger die Beulen und Flecken andeutete und dazu ein Paar perlmutterfarbene Glotzaugen rollte.

Der Baron konnte keinen Blick von diesen Augen

verwenden, welche ihn mit einem gewissermaßen ironischen Ausdrucke zu betrachten schienen.

„Was nun die öffentliche Meinung betrifft,“ fuhr der Richter fort, „welche den Jäger anklagt, so ist die Auffindung dieser Jagdtasche allerdings geeignet, sie bis zu einem gewissen Grade zu bekräftigen.“

„Aha!“ rief der Baron mit einem triumphierenden Ausdrucke, als wollte er sagen: Habe ich nicht recht gehabt, an diesen Jäger zu glauben?

„Die Weidtasche wurde in einer Barke in der Nähe einiger Klippen gefunden.“

„Ganz richtig!“ schrie der Schuldbewußte, ohne zu merken, daß er zu viel sagte. Er glaubte auf diese Weise die Wirkung jenes Widerspruches abzuschwächen, in welchen er kurz vorher geraten war. In dem Konflikte, in dem er sich zwischen Wahrheit, Gewissen und Richter befand, war er nunmehr schon so weit gekommen, daß er sich nicht mehr recht klar zu machen wußte, was er besser sagen, oder was er besser verschweigen sollte.

„Um Vergebung, Baron . . .“ stammelte, ein wenig erbleichend, der Funktionär; „Sie sind vielleicht etwas . . . unwohl . . .“

„Nein, nein, ich bin vollkommen wohl! Was reden Sie da?“ rief der Baron mit einer zusammenfahrenden Bewegung, als fühlte er sich unversehens in eine Fallthür hinabstürzen. „Ich wollte nur konstatieren,“ fuhr er laut lachend fort, „daß meine Meinung eine wohlbegründete gewesen, und daß ich ganz im Recht war, wenn ich sagte: ‚Cherchez le chasseur!‘ . . . Ich bin gar nicht unwohl . . .

ganz im Gegenteil, ich habe fast Appetit ..." Er zog die Uhr. „Ganz natürlich ... es ist schon beinahe zwölf Uhr ... Es scheint, daß die Herren mich gern auf einem Widerspruch hätten ertappen wollen; aber dahier ist der unwiderlegliche Beweis, daß ein Jäger existiert. Hier sehen Sie, meine Herren, ist das widrige Beilager des Opfers mit seinem Mörder!"

Die Stimme des Barons von Santafusca hatte nach und nach unnatürlich umschleierte und dumpfe Accente angenommen; aus den Blicken, mit denen er den alten Thürhüter maß, sprach so viel wilde Wut und Angst zugleich, daß der Cavaliere und die andern schreckensbleich Blicke wechselten.

Der gutmütige Untersuchungsrichter that so, als suchte er nach Papieren; aber seine Hände zitterten, als hätte er das Wechselfieber im Leibe.

„Ist Don Ciccio Scuotto da?"

„Er steht draußen."

„Lassen Sie ihn eintreten!"

Der Baron, dessen Kopf bereits auf dem Chaos eines sturmzerwühlten Meeres segelte, hatte den weißen, verglasten Blick wieder ans Fenster geheftet.

„Bitte, Excellenz, sprechen Sie sich nur aus!" hob der Richter mit einigermaßen ruhigerer Stimme wieder an. „Auch wir haben die Existenz eines Mörders nie in Zweifel gezogen. ... Nehmen Sie Platz!"

Der Baron ließ sich auf einen Klappstuhl nieder, den er selbst in die Mitte des Saales trug, und begann eifrig Berechnungen und Vergleiche zwischen der eigenen und der an der Wand hängenden Uhr anzustellen. Es war,

als ginge ihn das Weitere der Verhandlung gar nichts mehr an.

„Trachten wir uns also zu orientieren, um zu einem Schlusse zu kommen, lieber Baron!“ begann der Richter wieder mit der gewohnten Liebenswürdigkeit. Er war seiner Gemütsbewegung glücklich Herr geworden und nunmehr bestrebt, mit einer jener inquisitorischen Kriegslisten, welche ihren Zweck selten verfehlen, sein Opfer dadurch kirre zu machen, daß er ihm scheinbar in die Falle ging. „Es ist also ein Jäger gesehen worden auf der Falda, im Wirtshause ‚Zum Vesuv‘; derselbe wurde später von einem Bahnwärter nahe dem Bahnhof bemerkt; und schließlich scheint er in einer Fischerbarke, welche er in der Nähe einiger Klippen fand, ins Meer hinausgerudert zu sein.“

„Ganz so!“ versetzte Santafusca mit dem natürlichen, einfachen Ausdruck eines, der die ausgesagten Thatsachen gesehen und sozusagen mit Händen gegriffen hat.

Der Cavaliere begann wieder in seinen Papieren zu stöbern, um seinem Gemüte Zeit zur Beruhigung zu geben. Die beiden andern schossen sich hinter ihren Papieren und Protokollen einen Blick voll Entsetzen zu.

Mehr noch als das erregte Benehmen, als der verdrehte Blick wirkte auf sie die Sicherheit, Raschheit und fast naive Aufrichtigkeit, mit der der Zeuge alle die bisher vagen Verdachtsgründe der Untersuchung zu bestätigen, leidenschaftlich zu bekräftigen sich beeilte.

Währenddem war Don Ciccio eingetreten, dem Quaglia

ein paar Wörtchen ins Ohr geflüstert. Der scharfsinnige Paglietta warf einen einzigen Blick auf den erregten Mann, der da in der Mitte des Saales mehr auf den eigenen Knieen als dem Stuhle saß, und blieb betroffen stehen. Sollte er gefunden haben, was er suchte?

Auf seinen Platz wie festgenagelt, entzückt, triumphierend, ließ der Advokat der Geistlichkeit mit nervöser Hast seinen Aermel im Kreise über den Hut fahren, der noch nie so glatt gewesen war.

Der Cavaliere hatte sich in seinem Fauteuil zurechtgesetzt und hob nun mit der gewohnten Leutseligkeit wieder an: „Noch ein Wort, Eccellenza, und dann lasse ich Sie in Ruhe! Es ist jetzt nicht mehr der Richter, der Sie vernimmt, sondern der Freund, der über einen interessanten Fall eine kleine Auskunft haben möchte. Wir richterlichen Personen sind nicht selten mit kurialer Kurzsichtigkeit behaftet; je mehr wir den Blick anstrengen, um so weniger vermögen wir das wahrzunehmen, was wir suchen. Ein Weltmann dagegen pflegt sich den gesunden Blick bewahrt zu haben. — Nun haben Sie," fuhr er fort, in einen liebenswürdig-vertraulichen Ton verfallend, „ganz richtig bemerkt, daß wir hier das gräßliche Beilager des Mörders mit seinem Opfer vor uns haben. Aber welchen Grund konnte, nach Ihrer Meinung, der Elende haben, um einen armen Priester zu ermorden?"

„Der Prete war reich!" versetzte der Baron mit einer mürrischen Schulterbewegung.

„Und was glauben Sie, lieber Baron: Hat der Jäger

für sich oder im Auftrag irgend einer mächtigen Persönlichkeit gehandelt?"

„Für sich, versteht sich von selbst!"

„Somit," fuhr der Richter in erregterem Tone fort, „hätte dieser wahre oder falsche Jäger den Prete aus der Stadt gelockt —"

Der Baron erhob sich mit tragischer Miene und begleitete seine Worte mit mächtiger Gebärde, indem er den Arm mit ausgestrecktem Zeigefinger nach einem Punkte der Mauer richtete.

„Genau so! ... Und dann warf er ihn ins Meer."

„Den Prete!" schrie der Richter.

„Den Prete," versetzte der Baron, der jetzt nur mehr unbewußt sprach, wie unter der treibenden Wirkung eines inneren Uhrwerks.

„Ich bitte den Herrn Kanzler, zu Protokoll zu nehmen, daß der Zeuge der Meinung ist, der Jäger hätte den Prete ins Meer geworfen."

Der schrille, autoritäre Ton, in welchem der Richter diese Worte gesprochen, sowie die heftigen Fingerstöße gegen das Papier, mit denen er sie begleitete, versetzten dem halb und halb Schlafwandelnden einen zweiten, fürchterlichen Stoß. U Barone fuhr zusammen ... wiederholte für sich seine letzte Antwort — und sein Blut erstarrte bei dem Gedanken an die fürchterliche Blöße, die er sich gegeben. Früher hatte er gesagt, der Jäger hätte den Hut und nicht den Prete ins Meer geworfen; jetzt war es wieder der Prete und nicht der Hut. ... Allerdings war seine Urteilsfähigkeit schon nicht mehr im stande,

die ganze Tragweite dieses Widerspruchs zu ermessen; um so mehr, als er noch in der Lage zu sein vermeinte, die erste Antwort mit der zweiten halb und halb in Einklang zu bringen; aber doch hatte der Unglückliche ein unbestimmtes Gefühl, daß das Gebäude seiner Verteidigung an allen Ecken und Enden berste, und daß er von diesem Augenblicke an in Cavaliere Martellini einen unerbittlichen Gegner habe.

Er trachtete, so gut es ging, seine Aussage zu modifizieren; aber es war zu spät. Es fehlten ihm die Argumente, die Zeit; die Stimme versagte ihm, die Worte blieben ihm im Munde stecken. Er vermochte es nicht mehr recht, den Jäger und sich selbst auseinanderzuhalten; nicht, dem einen nicht Gedanken und Handlungen zuzuschreiben, die dem andern zugehörten. Er wußte nicht mehr das Ganze der That von ihren Einzelheiten zu unterscheiden, und in seinem Bestreben, den Prete und den Hut in Einklang zu bringen und den Jäger beständig im Vordergrunde der Handlung zu halten, bemerkte er nicht, wie er in der Bloßstellung und Anklage seiner selbst immer weiter ging. Sein Kopf war ein glühender Hochofen. Die tausend Schreckgespenster, welche seine Logik, seine Wissenschaft bis nun immer wieder zurückzuschlagen, zu geißeln und in Bande zu werfen gewußt, brachen nun alle zusammen aus den düsteren Verließen seines Gewissens hervor und überrumpelten seinen Verstand. Blasser Schrecken bemächtigte sich eines Mannes, der seit einem Monat der Natur und Gott selbst den Fehdehandschuh hingeschleudert hatte.

Diese arme Seele, welche, gepanzert mit dem künstlichen Email wissenschaftlicher Ueberzeugungen, dem Ansturm der Gewissensbisse und der Verzweiflung bisher unbeugsamen Widerstand zu leisten gewußt, mußte nun erleben, wie jener unverläßliche Ueberzug krachend sich loslöste und klaffende Breschen in der Umwallung bloßlegte.

Das Denkvermögen versagte, die logischen Formeln barsten in Trümmer; und der Wahnsinn senkte sich über das Haupt des Barons von Santafusca herab, bereit, es zu zertrümmern, wie er jenes arme, kleine Haupt des Prete Cirillo zertrümmert hatte.

Was von diesem Augenblick an vorging, war nicht mehr eine Zeugenvernehmung, sondern ein Verzweiflungskampf zwischen einer Vernunft und einem Gewissen.

* * *

Der Baron stand mitten im Saal, hoch aufgerichtet, und perorierte, sein Stöckchen schwingend, mit heftigen Armbewegungen.

„Ich wundere mich," sagte er, „daß man mich abermals auf einem Widerspruch ertappen möchte. Die Sache ist doch klar, bei Gott! Ich ersuche, mich nicht Dinge sagen zu lassen, die ich nicht denke. Was weiß ich von diesem ganzen Handel? Ich sage nur, daß der Jäger allen Grund hatte, die Spuren des Prete, das heißt seinen Hut, verschwinden zu lassen. Der Hut wog den Mann auf, oder vielmehr, er wog schwerer. Denn einen Menschen löscht man aus wie ein Licht-

stümpfchen, indem man nur darauf bläst; aber die Materie“ — er schrie das, indem er den Stock nervös zwischen den Händen hin und herbog — „die Materie ist hart, unnachgiebig, unzerstörbar ... ihre Fasern sind von ewiger Dauer. Haben Sie, meine Herren, die ‚Abhandlung über die Dinge‘ des berühmten Doktor Panterre gelesen? Soll ich Ihnen, meine Herren, Moleschott, Hartmann, Büchner citieren, um diesen Fundamentalsatz zu beweisen: daß nämlich nichts Bestehendes vernichtet werden kann? Wenn Sie nur bedenken wollen, daß eine Kanonenkugel mehr als eine Million Jahre brauchen würde, um vom Zentrum der Sonne zum Zentrum der Erde zu gelangen, und daß diese Sonne wieder nur ein Eidotter ist im Vergleich zu den Nebelflecken und dem ungemessenen Raum, so bin ich überzeugt, daß auch Sie über derartige Dummheiten lachen werden, so wie es vor einer Stunde jener Priesterschädel hinter dem Gitter that. Haha! Weder dieser Prete noch jener andre werden jemals mehr die Epistel singen ...“

Il Barone verzog den Mund zu einem unheimlichen Lächeln; dann that er zwei Schritte vorwärts und fuhr, neu in Hitze geratend, fort:

„Darum also trachtete der Jäger, den Hut des Prete verschwinden zu lassen, indem er ihn ins Meer versenkte. Um diesen Hut sich zu verschaffen, war er in die Falda gegangen; denn er wußte, daß Giorgio ihn mit den andern Sachen Salvatores fortgetragen hatte. Das der Grund, warum ich behauptet habe, daß der Hut ins Wasser geworfen worden ist. Wo ist da ein Widerspruch, lieber Cavaliere Martellini? Hätte der Jäger

den Prete ersäuft: wie könnte dieser in Santafusca vergraben liegen? Daß ihn etwa Salvatore umgebracht, werden Sie doch gewiß nicht annehmen wollen. Ha, bei meiner armen Seele! Ich muß das Andenken eines Mannes in Schutz nehmen, der mich auf den Armen getragen hat, und müßte ich den letzten Tropfen Herzblut dafür vergießen; ich werde nie erlauben, daß der Schatten eines Verdachtes sein schlichtes und ehrliches Grab verunreinige! Ein Schuft, wer es denkt, ein Schuft, wer es sagt! Weil ihr in seinem Kämmerchen einen Hut gefunden, lauft ihr gleich und verleumdet einen armen Toten, der sich nicht mehr verteidigen kann. ... Wer sagt euch übrigens, daß es nicht der Hund gewesen, der den Hut in Salvatores Zimmer geschleppt? Ein befragter Hund gibt keine Antwort, hat der Herr Cavaliere ironisch gemeint; aber wenn der Hund sprechen könnte, meine geschätzten Herren, so würde er Ihnen sagen, was er mir gesagt, nämlich, daß der Prete keineswegs ins Meer geworfen, sondern vom Jäger erschlagen und in der Villa verscharrt worden ist. . ."

„Vom Jäger?" fragte der Richter mit einer Stimme, durch die sich ein Schluchzen gewaltsam Bahn brach. Der tieferschütterte Mann hatte die Fingernägel krampfhaft in die Armlehnen seines Fauteuils eingehakt, wie um dem Entsetzen dieser unerhörten Scene besser widerstehen zu können.

Die übrigen Funktionäre, der Thürhüter, Don Ciccio waren förmlich versteinert und gaben fast kein Lebenszeichen von sich.

„Vom Jäger . . . vom Antichrist!" schrie der Baron.

„Der ... der unter einem Vorwand den Prete nach Santafusca lockte ... ihn totschlug und im Garten begrub — wie?“ Der Richter schien sich, während er diese Worte hervorpreßte, förmlich in die Rückenlehne des ungeheuren Stuhles vergraben zu wollen.

„Was im Garten!“ antwortete der Baron lachend, als hätte der Cavaliere einen guten Spaß gemacht. „Hinten, hinten in den Stallungen ... unter jenem Haufen ...“

Er sprach nicht weiter. Das Auge starr auf den Hut geheftet, versenkte er sich jetzt, nachdem er über den Jäger alles erzählt, was er sich seit einem Monat nur allzu oft vorgesagt, mit Ekstase in die Betrachtung des eigenen Verbrechens, gleich als sähe er jenen gräßlichen Kalk- und Ziegelhaufen körperlich vor sich. Es war fast feierlich in seiner herzzerreißenden Tragik, das Schauspiel dieses Mannes, der den eigenen Schatten anklagte.

„Baron von Santafusca!“ rief endlich der Richter, sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend, welche um einige Zoll zugenommen zu haben schien, „Sie sind mein Gefangener!“

Das Wort schreckte den Baron plötzlich aus jener Art magnetischen Schlafes auf, in welchen ihn die Ueberanspannung seiner Gehirnnerven versetzt. Er fuhr auf dem Absatze um einen halben Kreisbogen herum, ließ seinen verstörten, grimmigen Blick blitzschnell durch den Saal schweifen; und seine verzweifelte Lage plötzlich voll erfassend, stieß er ein Gebrüll aus und trachtete, sich über den umgeschleuderten Stuhl weg den Weg zur Thür zu bahnen.

Zu spät. Der Ausgang war besetzt.

„Nein!“ schrie er schäumenden Mundes. „Nein... es ist ein Mißverständnis! Ich kann es beweisen! Ihr seht doch, daß ich krank bin. Es steckt im Kopf ... seht, hier ... im Kopf! Per Christo Santo! ich habe das Fieber. Ich bin unschuldig. Wollt ihr, daß ich euch zu der Stelle führe? Ich werde euch alles zeigen... mit dem Finger sollt ihr es berühren. Ha! ihr habt, meine Herren, einen Baron Santafusca vor euch, der sich nicht wie der erste beste Halunke verhaften läßt.“

Er bückte sich blitzschnell, packte den Stuhl bei den Beinen, und ihn mit all der Kraft seiner wutgestählten Muskeln in der Luft schwingend, versuchte er es nochmals, sich den Weg zur Freiheit zu bahnen.

Eine unbeschreibliche Scene folgte.

Die Richter waren schreckensbleich aufgesprungen und trachteten, sich nach dem Hintergrund zu retten, wobei sie in der Verwirrung Stühle, Bücher und Papiere durch- und übereinander mit sich rissen.

Der alte Thürhüter wäre auf ein Haar durch den Sessel erschlagen worden, welchen der Mörder auf seinen Kopf niederschmettern ließ. Ein Glück, daß ihm ein rechtzeitiger Seitensprung gelang.

Es erfolgte ein wütendes, verzweifeltes Ringen, Brust an Brust, zwischen dem Rasenden und jenen zwei muskelstarken Carabinieri, die ihn mit den Armen umschlossen, wie einen wilden Bären. Der Mörder rollte zu Boden und bis zu den Füßen des Tisches, einen der

Carabinieri mit sich reißend, den er ins Gesicht zu beißen trachtete. Endlich wurde er unter Beihilfe herbeigeeilter Gefängniswärter gebändigt ... geknebelt. Aber die menschliche Gerechtigkeit hielt nur mehr einen Wahnsinnigen in ihren Händen.

Das eigene Gewissen hatte den Baron von Santafusca verraten und bestraft.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ein Toter und ein Auferstandener.

Ein trübseliger Regentag. Krank und traurig blicken die Häuser von Santafusca aus dem Nebelschleier hervor, der sie einhüllt.

Don Antonio liegt im Sterben.

Schon seit gestern drängen sich die Weiber, die Alten und die Kinder auf seiner Schwelle, den Stufen seiner Stiege und beten weinend für die ewige Ruhe des alten Vaters, der sie verlassen will.

Der Priester von San Fedele ist gekommen und sitzt an seinem Bette, um ihm in den letzten Augenblicken beizustehen.

Noch vor wenigen Tagen hätte, trotz seines hohen Alters, niemand gedacht, daß jenes bösartige Fieber, welches niemand zu erklären vermochte, ihn so mit einem Schlage dahinraffen würde. Noch für mehr als eine Weihnacht hatten sie ihn zu haben gehofft und der Greis selbst sich mit gewissen weit ausgreifenden Plänen für seinen Garten getragen . . . aber Gott hatte es anders beschlossen.

Martin sagte jedem, der es hören wollte, daß Don Cirillos Hut ihn umgebracht hätte.

„Ihr kennt ja," meinte er, „Don Antonios Heiligkeit . . . die Zartheit seines Gewissens. Das Alte Testament hat keinen gerechteren Patriarchen; wenn nicht etwa Abraham, der aus Gehorsam gegen Gott seinen eigenen Sohn auf den Opferstein legte. Fällt da des Teufels Hut ins Haus, bringt erst Skrupel, dann Strafen, endlich Verbrechen und Blut unter dieses friedliche Dach. . . . Wolle Gott unsrem guten Heiligen wenigstens den Tod des Gerechten gewähren!"

„Gott wolle es!" wiederholten die Weiber und schickten inbrünstige Gebete zum Himmel empor.

Bewußtlos auf seinem Sterbelager, stöhnte Don Antonio von Zeit zu Zeit schmerzlich auf, drehte den Kopf weg, wie um dem Anblick irgend eines häßlichen Schauspiels zu entgehen, oder hob mit einer letzten Anstrengung die Hand empor, als wollte er sich ein Gewicht von der Brust schieben.

Währenddem wimmerte ohne Unterlaß das Sterbeglöckchen durch den strömenden Regen, und die Häuser von Santafusca hüllten sich dichter und dichter in Trostlosigkeit.

Während dieses Rieselwetters war es, während dieses Todeskampfes, daß Cavaliere Martellini in Begleitung des Kanzlers, Don Ciccios und einiger Wachen in Santafusca eintraf, um nach Don Cirillos Resten zu graben.

Das Bekenntnis des Barons hatte an Deutlichkeit, wie an Furchtbarkeit nichts zu wünschen übrig gelassen. Was er während jenes Auftrittes etwa noch verschwiegen,

schrie er jetzt ohne Unterlaß in seinen Wahnsinnsdelirien in alle Welt hinaus, während er, gebunden und gefesselt wie ein Stier, den man zur Schlachtbank schleppt, in den Konvulsionen der Tobsucht sich auf dem Boden seiner Zelle herumwälzte.

Er redete, dazwischenhinein lachend, singend, brüllend, das verwirrteste Zeug zusammen, vom Doktor Panterre, den Rennen, von Weibern, Pferden, Spielkarten, von Prete Cirillo, den er bei Namen rief, höhnte, vor dem Jäger warnte, der ihn umbringen wollte. In den Augenblicken, wann ihm die Scene im Höfchen durch den Sinn fuhr, verwandelte sich der Baron in einen tragischen Schauspieler von schauerlich großartigem Talent, der das Drama seines Verbrechens mit einem Realismus in Wort und Gebärde vortrug, daß den Zuhörern die Haare zu Berge standen.

„Wahrlich ein Friedhofstag!“ sagte der Cavaliere, indem er sich dichter in sein Plaid hüllte und sich unter seinen Schirm duckte. „Und wie diese Glocke zum Milieu stimmt! ... Vom Milieu spricht ja heutzutage alles!“

Don Ciccio, der neben ihm schritt, versetzte bissig:

„Heutzutage werden überhaupt zu viele Worte gemacht. Aber ich hatte es vorhergesagt.“

„Was, Don Ciccio? Daß es heute regnen würde?“

„Daß ich meinen Toten auffinden würde!“

Er hatte die Worte mit einem triumphierenden Halblächeln begleitet.

„Das heißt wohl, daß Sie jetzt ganz zufrieden sind?“

„Nicht für Prete Cirillo, den Aermsten, aber für eure Justiz, welche die alten Brillen verachtet.“

„Wir kehren zum Alten zurück, wollen Sie sagen.“

„Ich will sagen, daß der Mensch immer der alte sein wird: Homo homini lupus.“

So gelangten sie zur Villa. Der Sekretär und mit ihm ein Schlosser wurden gerufen und zum zweitenmal das Gitterthor aufgesprengt. Inmitten all des Elends war es noch ein kleines Glück zu nennen, daß die Weiber, die Kinder, der furchtsamere Teil der Bevölkerung, in dem Augenblicke eben in und vor dem Pfarrhause versammelt waren. Martino hing an seinem Glockenstrange und wischte sich bei jedem der langsamen, einem Schluchzen vergleichbaren Glockenschläge mit dem Aermel über die Augen, dazwischenhinein lateinische Verschen murmelnd, wie er sie aus dem Meßbuche gelernt hatte.

„Führen Sie uns zu den Stallungen!“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Wollen sich die Herrschaften hierher bemühen!“

Der traurige Zug bewegte sich gegen das Haus.

Durch die Holzremise gelangte man in ein Höfchen und darin zu einem Materialhaufen, bestehend aus Sand, Ziegeln und Kalk. Hier blieben sie schweigend stehen.

Alles war noch auf seinem Platze; aus dem Sande sah die Spitze des Brecheisens hervor.

„Zwei Mann mit Spaten!“ befahl der Richter.

Und während der Sekretär um die Verlangten rannte, ließen die Anwesenden düstere Blicke durch den unheimlichen Raum schweifen.

Es regnete fort; das Wasser stürzte vom Dache, um spritzend auf dem schmalen Pflasterstreifen zu zerstäuben.

Aus Furcht vor allzu großer Durchnässung zogen sich der Richter und Don Ciccio gegen die Stallung zurück und unterhielten sich dort über den Fall, Autoritäten citierend. Eben war Pufendorf darangekommen, als ein leises Stöhnen, das aus der Erde heraufzukommen schien, ihre gelehrte Unterhaltung unterbrach.

Es war Salvatores Hund, der rauschend aus seinem Stroh hervorbrach und zwischen Don Ciccios Beinen hindurch das Weite suchte.

Il Paglietta stieß einen Schreckenslaut aus; der Cavaliere zwang sich zu einem Lächeln, welches aber unheimlich genug ausfiel, denn die Muskeln seines Mundes waren wie verrostet.

Dennoch vermochte er es, besorgt, wie er war, um seinen Ruf als geistreicher Mann, mit tonloser Stimme zu murmeln:

„Homo homini canis . . .“

„Das kommt auf eins hinaus,“ versetzte rasch Don Ciccio, der auch keine Angst durchblicken lassen wollte. Er meinte damit, daß, ob nun Hund, ob Wolf, jedenfalls der Mensch ein bösartiges Tier sei . . .

Die Arbeiter kamen und begannen mit dem Hinwegräumen des Materials. Ziegel, Sand, Kalk, alles wurde beiseite gebracht, die große Steinplatte an der Zisternenöffnung bloßgelegt . . .

Martinos Geläut klang immer langsamer und trauriger. Aus dem Sterbezimmer trat der Arzt. Er machte sich durch die auf den Stufen knieenden Weiber Platz und sprach, indem er den Stock unter einen Arm und das Taschentuch unter den andern steckte:

„Die Erde hat einen braven Mann weniger, der Himmel einen Heiligen mehr. Es war eine Gehirnkongestion."

Und die Weiber begannen auf die Totengebete zu antworten, welche drinnen der Geistliche am Totenlager hersagte.

Sie weinten nicht mehr. Die Abspannung der Nerven, welche der endliche Eintritt des Befürchteten mit sich bringt, die Ueberzeugung, daß nunmehr nichts mehr an der Thatsache zu ändern ist, hatte ihre Thränen getrocknet. Das Bewußtsein, nun einen Heiligen im Paradiese zu haben, gab ihrem Gebet Zuversicht und heißere Inbrunst. Es wäre schwer zu bestimmen gewesen, ob sie für Don Antonio oder zu ihm, um seine Fürbitte im Himmel beteten . . .

Sobald es ihnen gestattet wurde, schritten sie in Prozession an seinem Lager vorbei, um seine Hände und Füße zu küssen, mit den Fingerspitzen seine Kleider zu berühren, zerstreuten sich dann durch das Haus, die Gemächer, das kleine Studierzimmer des Verblichenen, trachteten, sich ihn lebend vorzustellen, im Sorgenstuhl vor seinen Büchern sitzend, welche sie eins ums andre berührten mit einer Ehrfurcht, als legten sie die Hand aufs Missale.

Und da mittlerweile der Regen nachgelassen hatte und die Sonne schüchtern durch die Wolken zu brechen begann, so gingen sie auch in den Garten hinaus und brachen sich jede eine Rose, die sie an die Brust steckten, nachdem sie sie wie eine Reliquie an die Lippen gedrückt.

Als dann Martino, die Glocke wechselnd, Mittag zu läuten begann, ergoß sich der ganze Schwarm auf den

Platz, um sich von da in die Gäßchen, nach Hause zum Essen zu zerstreuen. Ihre Thränen waren versiegt; sie fühlten sich getröstet, glücklich, die Hände eines Heiligen geküßt zu haben.

Es war wie ein Maifest anzusehen, alle diese Mädchen mit den Rosen am Busen.

Sie eilten eben, Greise, Mädchen und Weiber durcheinander, die Hauptgasse gegen den Mittelpunkt des Ortes hinab, als sie den Sekretär sich entgegenkommen sahen, keuchend, verstört, bleich wie ein Gespenst.

„Platz! Zurück!" schrie der Sekretär. „Laßt passieren!" Und hinter ihm her die Gasse herauf sah man einen schwarzgekleideten Herrn kommen, der einen Shawl um die Schultern trug; dann einen zweiten, kleineren Herrn mit einem zerzausten weißen Cylinder auf dem Kopfe, und zum Schluß einige Wachen und ein paar Männer, die eine Bahre trugen.

Es waren Prete Cirillos Reste, die man auf geweihten Boden überführte.

Ende.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wils. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Muray. Aus d. Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus d. Englischen.
Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Die kühle Blonde. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Mein Pfarrer u. mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus dem Engl. 2 Bände.
Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bände.
Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Englischen.
Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon, deutsch bearb. von Friedrich Spielhagen.
Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus d. Ital.
Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Marienkind. Von Paul Heyse.
Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von G. Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bde. Der Verfasser des „Hüttenbesitzers" hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.
Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl. „Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt," sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren. Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände. Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin in „Ein Zugvogel" so voll zu Gebote, als in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen. Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay. Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bde. Aus d. Engl. Mit diesem Roman tritt Julien Gordon den tüchtigsten unter allen Schriftstellern ebenbürtig an die Seite, weil er tiefe Einsicht in Welt und Menschen mit künstlerischer Gestaltungskraft verbindet.

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen. Wahre Kabinettstücke poetischer Charakteristik sind diese short stories, wovon der gefeierte Dichter hier eine ganze Perlenschnur darbietet.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen. Der phantasievolle amerikanische Dichter schildert hier nicht nur wilde Abenteuer des Prairielebens, sondern auch ein Kindergemüt, das jung und alt zum Herzen sprechen wird.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände. Nicht nur der Reiz des Geheimnisvollen, der diesem frisch und unterhaltend geschriebenen Roman eigen ist, sondern namentlich auch die überaus plastische Charakterzeichnung, sowie sein sittlicher Ernst sichern ihm eine gute Aufnahme, wie sie ihm bei seinem ersten Erscheinen in der Revue des deux mondes thatsächlich zu teil geworden ist.

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. Ganz schlicht und schmucklos erzählt Conway seine dem täglichen Leben entnommenen Geschichten; aber wie weiß er den Leser zu fesseln und in Spannung zu erhalten!

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen. Voll Geist und Leben ist diese abenteuerliche Geschichte des beliebten Erzählers, deren interessante Herzenskonflikte die wärmste Teilnahme erwecken.

Heimatlos. Von Hector Malot. 3 Bände. Aus dem Französischen. Indem wir diese einfach-rührende Geschichte von einem armen Knaben, der Malot nicht zum wenigsten den Ruf eines gemütvollen Erzählers verdankt, in unsre Sammlung aufnehmen, erfüllen wir einen häufig geäußerten Wunsch aus dem Kreise unsrer Leser.

Baronin Müller. Von Karl von Heigel. Ein ausgereiftes Kunstwerk ist es, das v. Heigel in diesem lebensvollen Roman geschaffen hat, dessen ergreifender Konflikt sich so recht naturnotwendig aus den fein beobachteten Charakteren der handelnden Personen entwickelt.

In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen. Wer in diesem Buche nach Auswüchsen des modernen französischen Realismus sucht, wird es enttäuscht beiseite legen; dagegen enthält es eine anmutige, feinsinnige Geschichte, die im Fortschreiten stetig an Spannung zunimmt.

Das Kind. Von Ernst Eckstein. Das interessante Motiv dieser ungewöhnlich fesselnden Novelle ist mit künstlerischer Virtuosität behandelt. Die Charakterisierung der auftretenden Personen verrät in jedem Zug den Meister.

Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Aus d. Englischen. 2 Bde. Wer liest nicht gerne auch einmal eine gruselige Geschichte, wenn sie gut und spannend erzählt ist? „Das Haus am Moor" ist eine solche.

Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen. Diese glänzend geschriebenen Novellen dürfen als Muster ihrer Gattung — der modernen realistischen Schule, die in Italien unter dem Namen verismo auftritt — gelten. Mathilde Serao ist eine der vornehmsten und zugleich maßvollsten Vertreterinnen dieser Richtung.

Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus d. Französ. Mit Geist unternimmt es der bekannte Verfasser, die Lehre von der Vererbung verbrecherischer Neigungen in einem ergreifenden Lebensbild zur Darstellung zu bringen.

Zehnter Jahrgang.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von Victor Cherbuliez. 2 Bände. Ein wirklich herzerfreuendes Buch ist es, das der beliebte Erzähler hier darbietet; ein Kunstwerk, bezaubernd in Form und Inhalt. Zwei reizvolle Vertreterinnen der heutigen Jugend hat er erwählt, und mit Geist und Grazie weiß er sie zu schildern.

Das wandernde Licht. Von Ernst v. Wildenbruch. Diese Novelle des berühmten Dichters ist das durchaus ungewöhnliche Werk eines

selbständigen Geistes, voll Leben und dramatischer Kraft.

Einer alten Jungfer Liebestraum. Von Alan St. Aubyn. Aus dem Englischen.

Ein Idyll nennt der Verfasser seine einfachrührende, vorzüglich erzählte Geschichte, und mit Recht, denn sie ist von einem frischen Hauch gesunder Land- und Gartenluft durchweht.

Schatten. Von Ossip Schubin.

Der prickelnde Reiz, durch den die Schöpfungen Ossip Schubins den Leser so unwiderstehlich gefangen nehmen, ist auch diesen stimmungsvollen Novellen in hohem Grade eigen.

Unerwartet. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Unermüdlich schüttet die liebenswürdige Verfasserin der „hübschen Miß Neville" immer neue und immer gleich anziehende und gemütvolle Geschichten aus dem Füllhorn ihrer reichen Lebenserfahrung. „Unerwartet" zählt zu ihren gelungensten Schöpfungen.

Ein Opfer. Von Karl E. Franzos.

Aus dem ewig frischen Quell eines kraftstrotzenden Volkstums schöpft Franzos den Stoff seiner ungewöhnlichen Geschichte, und heiß pulsiert das Blut in den Naturkindern, die er mit großem dichterischen Gestaltungsvermögen zu schildern weiß.

Die Möwe. Von Zacharias Nielsen. Aus dem Dänischen. 2 Bände.

Niemand wird diesen für die nordische Schule überaus charakteristischen Roman lesen, ohne einen dauernden Eindruck von den mit hohem sittlichen Ernst geschilderten inneren Konflikten davon zu bewahren.

Geopfert. Von George Simmy. Aus dem Französischen.

Den Gegensatz zwischen der alten französischen Aristokratie und dem aufstrebenden Bürgertum hat der Verfasser mit Glück zum Angelpunkt dieser überaus anmutig erzählten Geschichte gemacht.

Unheimliche Geschichten. Von Dick-May. Aus dem Französischen.

Das hochinteressante psychopathische Problem der ersten dieser beiden brillant erzählten Geschichten hat Paul Lindau die Anregung zu seinem Bühnenwerk „Der Andere" gegeben. Lindaus Verdeutschung ist meisterhaft.

Margarete und Ludwig. Von Frieda Freiin von Bülow. 2 Bände.

Lebenswahrheit, eine hinreißende Schilderung und großer Gedankenreichtum in harmonischer Vereinigung machen diesen Roman zu einem echten Kunstwerk, das auch hochgespannte Erwartungen befriedigen wird.

Die Herzogstochter. Von Mrs. Oliphant. Aus dem Englischen.

Die Typen aus den höchsten Kreisen der englischen Aristokratie, die uns die bekannte Erzählerin in ihrem trefflichen Sittenbilde vorführt, sind weit entfernt von den schattenhaften Schemen novellistischer Dutzendware, vielmehr treten sie uns als wohlgetroffene Porträts von sprechender Lebenswahrheit und scharfer Charakteristik gegenüber.

Briefe aus meiner Mühle. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ.

Von den socialen Romanen Daudets wird mancher mit der Zeit, der er angehört, verschwinden. Bleiben wird die echte Poesie dieser Stimmungsbilder, worin aller Duft der sonnigen Provence festgehalten ist.

Erinnerungen einer Schwiegermutter. Von George R. Sims. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die Schwiegermutter ist schon in allen Tonarten besungen worden, wohl aber kaum je mit so gesundem, fröhlichem Humor, wie in diesem lustigen Buche, woran alt und jung seine helle Freude haben wird.

Lou. Von Alexander Baron von Roberts.

Die Eigenschaften, denen die Romane v. Roberts' ihre große Anziehungskraft verdanken, zeichnen diese köstliche Geschichte ganz besonders aus: große Originalität und Frische der Erfindung, sowie eine keck und flott-einherschreitende Darstellung.

Hof Gilje. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Eine ganz prächtige Geschichte, voll behaglichen Humors und von einer staunenswerten Schärfe der Beobachtung.

Don Cirillos Hut. Von Emilio de Marchi. Aus d. Italienischen. 2 Bde.

Ein Seelengemälde von packender Gewalt und erschütternder Tragik; dabei im höchsten Grade spannend.